



universität
wien

MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

„Theorie der fremdverschuldeten Unmündigkeit (in der Postmoderne)“

Verfasser

BA Clemens Janisch

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 066 824

Studienrichtung lt. Studienblatt: Politikwissenschaft

Betreuerin / Betreuer: Univ. Prof. Dr. Karl Ucakar

**Für Laura (1932 – 2012) der treuesten und aufopferungsvollsten Begleiterin die
einem Menschen geschenkt werden kann – zu Ehren einer besonderen und
beeindruckenden Frau.**

In Anbetracht des Todes vieler fühlt man sich in gewisser Hinsicht mächtig und
berufen einen Schuldigen zu finden und anzuklagen

Bei einem partikularen Sterben hingegen verbleibt man
schwach, demütig
geschlagen

gewissermaßen selber gestorben.

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung	5
Die Ursprünge der Unmündigkeit	5
Archäologische Genealogen oder genealogische Archäologen	9
Ein Loblied auf das „Theoretische“ der Theorie	11
Kontext der Thematik	14
These(n) und Vorgehensweise	17
Fremdverschuldete Unmündigkeit	21
Aufklärung und Säkularisierung	21
Säkularisierung als Absage des Transzendenten	21
...ein Glaube aber bleibt bestehen	24
Die unmündig- <i>Machung</i> , der Aufklärungsbegriff als Verklärung und ihre Implikationen bei Adorno – „Die Dialektik der Aufklärung“	27
Aufklärung als (versuchte) Naturbeherrschung	29
Mythisch-irrationale Tugend versus „aufgeklärte“ Grausamkeit bei Sade	30
Macht und Moral bei Nietzsche	34
Kunst / Kultur / Öffentlichkeit	39
Verselbständigte Unmündigkeit	44
Unmündigkeit als Ausdruck des „Dunkels des gelebten Augenblicks“	44
Unmündige Identitätsbildungen/-konstruktionen	50
Disziplinierung und Biopolitik	51
Suggestierte Individualisierung	54
Exkurs: Über Wesen, Wirkung und Beschaffenheit der Bescheidenheit	57
Unmündigkeit und Bildung – ein zeitloser „Klassiker“ oder: an der Nahtstelle von unmündig- <i>Machung</i> und unmündig- <i>Werdung</i>	67
Das Höhlengleichnis als Beschreibung eines Bildungsprozesses	69
Zentrale Metaphern im Bildungsprozess	70
Bildung und Unbildung	70
Bildung als Zwang/Zumutung/Irritation – Bildung als Fremdinitiiertes	71
Bildung als Selbst-Bildung	72
Bildung als Qual	72

Das Motiv des „Befreiers“	73
Motive des „Befreiers“ – Analogien zum Bildungssystem	74
Unbildung – Halbbildung – Bildung	75
Bildung als Feind – das moderne Dunkel.....	76
Bildung als tatsächliche Hoffnung?.....	78
Auswege	79
Prämissen	79
Die Spontaneität der Triebe	80
Kritik	82
Hoffnung und konkrete Utopie	85
Das Begriffsfeld der Utopie	86
Utopisches bei Nietzsche und Bloch	89
Kunst.....	95
Kunst als Utopie	96
Kunst als Wissenschaft, Wissenschaft als Kunst	98
Resümee	105
Literaturverzeichnis.....	110
Monografien, Sammelbände, Periodika.....	110
Onlinequellen	113

Einleitung

Die Ursprünge der Unmündigkeit

„Aus dem Paradiese: ‚Gut und Böse sind die Vorurteile Gottes‘ – sagte die Schlange.“

– Friedrich Nietzsche –

Möchte man eine Genealogie der Unmündigkeit entwerfen, dann müsste man bereits im biblischen Paradies beginnen. Das Paradies steht als biblischer Entstehungsort des Menschen sinnbildlich für die Schöpfung geradezu aller Eigenschaften und Systeme der Gattung Mensch: der Religion, der Angst, der Unwissenheit, dem Streben, der kleinen Lüge die sich als noch so Großes entpuppen würde, der Unschuld, Schuld et. al. und besonders – und darauf soll es hier primär ankommen – der Freiheit als Resultat einer ihr zunächst zugrunde liegenden Unmündigkeit. Selbst und besonders in vermeintlich „aufgeklärten“ Zeiten vermag es ein Rekurs auf ach so verklärte, mythische und ganz und gar irrationale Metaphern ohne direkt-empirisches Äquivalent so manchen gehaltvollen Ertrag zu bringen.

Besonders interessant erscheint im Kontext dieser Arbeit die Interpretation des dänischen Philosophen Sören Kierkegaard, die gerade an die eben genannte Unmündigkeit – so zumindest die Auslegung meinerseits – anschließt bzw. in Richtung einer fremdbestimmten unmündig-Machung tendiert.

So steht zunächst in der Genesis geschrieben: *„Die Schlange war schlauer als alle Tiere des Feldes, die Gott, der Herr, gemacht hatte. Sie sagte zu der Frau: Hat Gott wirklich gesagt: Ihr dürft von keinem Baum des Gartens essen? Die Frau entgegnete der Schlange: Von den Früchten der Bäume im Garten dürfen wir essen; nur von den Früchten des Baumes, der in der Mitte des Gartens [der Baum der Erkenntnis; C.J.] steht, hat Gott gesagt: Davon dürft ihr nicht essen und daran dürft ihr nicht rühren, sonst werdet ihr sterben.“* (Genesis, 3,1-24)

Man führe sich noch einmal kurz die paradiesische Situation vor Augen und bei besonderem Fokus auf die jeweils Partizipierenden stößt man notgedrungen auf Bemerkenswertes. Die Menschen vor dem Sündenfall – also vor dem Brechen des göttlichen Gebots – sind zunächst insofern unschuldig, als dass sie im Unklaren über

die Begrifflichkeiten „gut“ wie „böse“ verhaftet und laut Kierkegaard als „natürliche Menschen“ noch nicht im Stadium des (selbst-)Bewussten sind. Eine Unwissenheit über die apodiktische Differenz von gut und böse – wobei der genau kontradiktorische semantische Gehalt beider wie später anhand von Nietzsches Werk gezeigt werden soll kein „natürlicher“, sondern ein konstruiert ist – impliziert zwangsläufig eine grundsätzliche Schuldunfähigkeit bezüglich der moralischen Angemessenheit von Handlungen, da offensichtlich ein gewisses Richtmaß anhand dessen bewertet werden kann fehlt. Dieses Faktum vermag im biblischen Urzustand gänzlich irrelevant erscheinen, schließlich kann in einer von Gott geschaffenen und weder durch Menschen oder andere Mächte geformten (Ur-)Welt kein Platz für das „Böse“ sein, sofern man einen „guten“ Gott zum Ausgangspunkt allen Lebens macht. Das „Böse“, die „Sünde“ dürfen und müssen schon allein der Tatsache der nicht-Existenz selbiger geschuldet unbekannt bleiben, ja selbst eine (eventuell sogar von Gott gegebene) Erklärung würde angesichts einer nicht möglichen Anschauung unverständlich und unbegreiflich bleiben müssen¹.

Das Paradies, ein Ort der Unsterblichkeit allen Lebens und der ewigen Jugend, ist in vermeintlich ewige Ruhe und Frieden gebettet, jedoch ist aber selbst in diesem Zustand „zu gleicher Zeit etwas anderes da, das nicht Unfriede und Streit ist; denn es ist ja nichts da, womit sich streiten ließe“ (Kierkegaard, 1984, S.41f) und dieses „andere“ entspricht laut Kierkegaard dem „Nichts“. Nichts einerseits verstanden als eine grundlegende Geschlossenheit des Gartens Eden insofern er in ewiger Verfasstheit in sich konstant und gänzlich unverändert (unveränderbar) bleibt und Adam und Eva die Kenntnis des elementaren ethischen Unterschieds „gut/böse“ versagt, aber andererseits auch als gewisse Form der Angst, die in besagter Unschuld begründet sich zugleich „mit einem geistigen Streben nach bewusstem Wissen und selbstbewusstem Sichwissen versieht“ (ebd., S.41f), seine Bahnen schlägt. Die gänzliche Unschuld der ersten Menschen bedingt also zweierlei: Erstens ist sie Ausgangspunkt für eine elementare Angst vor der Unwissenheit um das eigene Selbst, welches verborgen wie es ist nur ein Nichts ist und zweitens wird darin deutlich, dass ein solcher unschuldiger Mensch niemals ein ganzer Mensch sein könne und anthropologisch nach Erkenntnis strebt bzw. streben muss um dem Angstgefühl entgegentreten zu können.

¹ Ansonsten müsste – folgt man der Kant'schen Erkenntnislogik – die Vorstellung / der Begriff „des Bösen“ a priori im Menschen liegen, um ihn ohne jedwede (empirische) Anschauung erfassen und denken zu können.

Angst, so könnte man als eine Art Zwischenfazit konstatieren, macht unfrei bzw. hindert daran zu sich selbst zu finden, wobei die Fähigkeit frei zu sein grundsätzlich nur bei Wesen gegeben ist die ebenso Angst empfinden können.

Sie ist demnach als Vorstufe der Freiheit im Sinne einer selbstbewusst-Machung durch Anstoßen von diversen innerpsychischen Prozessen unumgänglich wie hinderlich zugleich – Angst fesselt und befreit simultan.

Adam und Eva sind somit – folgt man Kierkegaard – geängstigte Wesen da sie ihrer selbst nicht bewusst sind, aber dieses mangelnde Bewusstsein erleichtert in gewissem Ausmaß auch ihr Leben, da es verantwortungslos und ohne jede Bedrohung geführt werden kann. Doch dann erscheinen Gott und die Schlange. Gott, der Schöpfer ihres Heimes, der die Wahl und die Verlockung in ihr Leben bringt, ihnen die erste wirkliche Entscheidung ihrer Existenz abringt und dabei – um den Bogen zur eigentlichen Thematik dieser Arbeit zurückzuspannen – Unmündigkeit nicht nur entstehen lässt, sondern bewusst und absichtsvoll verursacht. Es ist dies die Geburt des unmündigen Menschen, der bereits in seiner Urkonzeption ohne jedwedes Selbst-Bewusstsein ausgestattet ein zwar per se oberflächlich angenehmes, jedoch geistig leeres Dasein zu fristen hatte². Dann kam Gott, rettete den Menschen und stürzte ihn ins Unheil: Unwissend über die Konsequenzen der Handlung des Naschens vom verbotenen Baum – denn schließlich konnten Adam und Eva im Paradies niemals etwas sterben sehen, sodass die göttliche Bedrohung des Todes inhaltsleer und gänzlich un-fassbar erscheinen musste – labte er sich an den süßen Früchten der Erkenntnis. Nicht weil er – wie es Kierkegaard und diverse andere Bibelinterpretanten/Bibelinterpretantinnen deuten – nach dem Prinzip seiner selbst und der Welt suchte, nicht weil er sich selbst gegenwärtig werden und auch nicht weil er seine Angst vor dem Nichts bekämpfen wollte³, sondern weil die fremdbestimmte Unmündigkeit durch Gott ihn dazu trieb, er der Verlockung der durch die Schlange angepriesenen Früchte erlag ohne zu wissen welch großes Unheil – und welch Glück zugleich – er über sich bringen würde.

Mit der Vertreibung aus dem Paradies beginnt die eigentliche Menschheitsgeschichte des Menschen als denkendes, selbstbewusstes und selbstreflexives Wesen, das mit dem forcierten Einzug in die Epoche der Eigenverantwortung auch die Qual der Wahl

² Man könnte im Prinzip auch an dieser Stelle die Geburt der Unmündigkeit konstatieren, denn Gott hätte den Menschen grundsätzlich „mündig“ und selbstbewusst erschaffen können.

³ Er kannte kein „Selbst“ und ohne dies konnte er wohl kaum ein etwas außerhalb des „Selbst“ liegendes „Nichts“ vermuten und fürchten. Zudem begehrte er die Früchte qua Verbot ohne Wissen um Geschmack und Wirkung selbiger.

auf sich gebürdet hat bzw. die bereits in der Erwähnung des verbotenen Baumes fremd aufgebürdet wurde. So erscheint Gott als Ausdruck von "du sollst nicht" (was dem Ideal des „Guten“ entspricht), die Schlange als Ausdruck von "du sollst" (das „Böse“) aber der Mensch schlussendlich als Ausdruck von "ich will" der zwischen Wahlmöglichkeiten zu entscheiden hat (vgl. Nietzsche, 1999, S.22f).

Besonders hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang das Faktum der zwar theoretisch freien Wahl zwischen gut und böse, der dennoch faktische Grenzen der (gemachten) Unmündigkeit durch einen Mangel an Wissen um die Konsequenzen der jeweiligen Entscheidung – und einer gewissermaßen doppelten Unmündigkeit die sich neben dem Unwissen um die Konsequenzen in der Unzugänglichkeit des gut/böse-Begriffspaares manifestiert – gesetzt wurden.

Im Paradies wird der nahezu perfekte (und unmündige) Anthropos als Krone der Schöpfung Gottes zum wahren Menschen, was paradoxerweise durch eine Vertreibung als Strafe erfolgt. Was die vermeintliche Perfektion – und gerade wider die Perfektion soll diese Arbeit gelesen und gedacht werden – gewissermaßen stört, den Menschen aus der Reihe tanzen lässt, liegt ebenso bereits in der anthropologischen Grundbeschaffenheit, die das „Mängelwesen“ (vgl. Gehlen, 2009) Mensch überlebensfähig werden lässt, begründet: dem Denken. Bereits der antike Mythos des Prometheus – und gerade pro den Mythos soll diese Arbeit gelesen und gedacht werden – beschreibt ein Wesen das über keinerlei Fell verfügt welches Wärme spenden könnte, das anstelle fester und scharfer Krallen lediglich über zarte Glieder verfügt, gemeinhin nicht besonders stark oder schnell ist, kaum springen, klettern, tauchen kann, sich aber dennoch geradezu wunderbarlich über alle anderen Kreaturen erheben wird. Platon skizziert im Dialog Protagoras die Menschwerdung des Menschen durch einen Raub des Prometheus an den Göttern, welchen neben dem Feuer und diverser Kunstfertigkeiten entscheidenderweise die Weisheit der Athene entwendet und schließlich an die Menschen weitergegeben wurde. Was dem Prometheus als Strafe widerfuhr ist bekannt⁴, denn Unmündigkeit in Mündigkeit zu verwandeln, eine Ermächtigung anstoßen wird eben nicht gern gesehen – weder von

⁴ Dagegen müssten die Vertreibung aus dem Paradies und der Entzug der Unsterblichkeit geradezu „gütig“ anmuten, denn Prometheus würde wohl den Tod gegenüber unsterblicher Qual präferieren. An dieser Stelle könnte auch in Analogie zu einem berühmten Adorno-Satz („Es gibt kein gutes Leben im schlechten“) die Frage gestellt werden, inwiefern „ewiges Leben“ angesichts der Lebensbedingungen – des schlechten Lebens im schlechten – überhaupt erstreblich wäre.

den antiken, noch von dem biblischen Göttern/Gott⁵ – und doch wird beständig klar welche Eigenart dem Menschen zukommt und die sich durch die Fähigkeit zu denken bzw. in irgendeiner Form „weise“ zu sein äußert. Der Mensch – egal ob als Spielball der Götter, als Ebenbild des einen Gottes oder gänzlich Eigenständiges – ist keine Kreatur unter Kreaturen, er/sie ist nicht (ausschließlich) von Trieben und Instinkten geleitet, sondern ist indeterminiert determiniert durch die Besonderheit seines/ihrer Geistes die es ihm/ihr ermöglicht, vor sich selbst gegenständlich zu werden und das eigene Selbst zu hinterfragen.

Archäologische Genealogen oder genealogische Archäologen

Nun soll und kann dieses Werk allerdings keine Genealogie darstellen bzw. nicht den Ansprüchen, die gemeinhin spätestens seit Nietzsche und daran anschließend Foucault an etwas Genealogisches gestellt werden, genügen, da nicht mittels archäologischem Eifer nach der Unmündigkeit gegraben wird um das tiefste Geheimnis selbiger einem unterirdischen Grab gleich freizulegen und ihm wieder zu entreißen. Archäologen/Archäologinnen – die der ursprünglichen Etymologie des Wortes nach geradezu Genealogen/Genealoginnen⁶ des Menschen sind – enthüllen, bringen ans Licht und schaffen mittels wissenschaftlichem Eifer Klarheit, doch vermögen Genealogen selbiges zu leisten?

Sie sind es doch gerade, die für Verwirrung sorgen, die in Stein gemeißeltes (vermeintlich) unhintergebares Wissen durch neue „Funde“ in den Köpfen und Manifestationen von Köpfen dekonstruieren und – um eine klassische Metapher zu bemühen – zunächst zum Erstarren⁷ bringen, um aus dieser Starre heraus eine völlig neue Bewegungsenergie zu initiieren. Der/Die Genealoge/Genealogin ist produktiv, indem er/sie in Rekurs auf Vergangenes potentiell daraus entstehendes Quasi-Neues zerstört und aus den selbst geschaffenen Trümmern den Nährboden für tatsächlich gänzlich Neues erzeugt. Für Foucault handelt es sich bei einer

⁵ Besonders auffallend erscheint in diesem Zusammenhang das in der Literatur omnipräsente Motiv des „Befreiers“, welcher als eine Art Märtyrer stets die härteste Strafe in Kauf zu nehmen hat. Exemplarisch dafür stehen Prometheus und die biblische Schlange: Prometheus wird täglich vom Adler heimgesucht und selbst die Schlange wird dazu verurteilt beständig am Boden zu kriechen und Staub zu fressen

⁶ Altgriech.: γενεαλογία, *genealogía* – „Stammbaum“

⁷ Die Metaphorik des Zitterrochen im platonischen Dialog „Menon“ veranschaulicht, inwiefern selbst der weise Sokrates – als eben der Weiseste aller Griechen – dem Rochen im Moment des Angriffs (auf tradierte und dogmatische „Weisheit“) gleich selbst erstarrt und diese Starre als produktiver Ausgangspunkt des Neuen und erst Werdenden verstanden werden kann.

Genealogie nicht um eine sich in der Analyse von Positivitäten und Erscheinungen erschöpfenden Arbeit, die bloß auf eine gewichtige (oder gewichtig erscheinende) Ursache rekurriert, sondern „es handelt sich darum, die Erscheinungsbedingungen einer Singularität in vielfältigen bestimmenden Elementen ausfindig zu machen und sie nicht als deren Produkt, sondern als deren Effekt erscheinen zu lassen. Also eine Einsichtigmachung – die aber nicht in der Art einer Schließung vorgeht“ (Foucault, 2010, S.255). Genealogen/Genealoginnen durchbrechen sowohl die Empirie, als auch tradierte Mauern der Historie, indem sie in selbige eintauchen um vermeintlich gesetzesartige und dogmatische Wahrheiten zu entzaubern, die nach ihrer Arbeit dann doch nicht so wahr erscheinen wie sie einst vorgaben zu sein. Man könnte Genealogen/Genealoginnen gemeinhin als negative Archäologen/Archäologinnen des menschlichen Geistes bezeichnen, die mittels akribischer Präzision bestimmten zentralen Begriffen und ihnen inhärenten Bedeutungskonstellationen ihren jeweiligen etymologischen wie semantischen Stammbaum als Messlatte der Kritik, als Trennendes zwischen Bedeutung, Geschichte und ihrer sprachlichen Verwendung – im Sinne einer Überzeugung die davon ausgeht, dass Sprache die Wirklichkeit konstruiert und (mit-)konstituiert – entgegenhalten. Sie entreißen begrifflichen Konstrukten geradezu den latenten Schein der Undurchdringlichkeit, der sich über Jahre und Jahrzehnte über die eigentliche Bedeutung und Herkunft gelegt hat und der dazu führte, dass die Konstrukte etwas vorzugeben scheinen, das sie tatsächlich inhaltlich nicht zu bedeuten vermögen können (oder sollen). Der so entstehende schöne oder bedrohliche, heilvolle oder schmerzliche, aufregende oder beruhigende und sich dabei durch die Absolutsetzung einer zum Großteil machtförmig gewünschten Semantik selbst-erfüllende Schein – als das „Herrenrecht Namen zu geben“ (vgl. Nietzsche, 1988, S.15) – wird zum omnipräsenten Begleiter des Begriffes, dessen züchtigende Peitsche den Karren des Wortes in der intendierten Spur zu halten habe.

Begriffe/Worte/Bezeichnungen sind niemals gänzlich neutral, unschuldig oder bloße Bezeichner des Wirklichen. Ferner vermöge durch sie eine gar interessenlose und objektive Analytik – wie sie die Naturwissenschaften anstreben – umgesetzt werden. Tatsächlich jedoch bilden sie für jenen/jene einen fruchtbaren Boden, der/die die Anstrengung unternimmt, das implizit Latente explizit und manifest zu machen. Genealogen/Genealoginnen sind also – wie bereits das psychologische Vokabular des letzten Satzes andeuten sollte – nicht nur negative Archäologen des

menschlichen Geistes, sie sind geradezu auch beispiellose Psychologen/Psychologinnen der Sprache und mithin keine reinen Zerstörer/Zerstörerinnen, sondern wie bereits die Produktions-Metapher andeuten sollte auch Schaffende und als Sprachpsychologen/Sprachpsychologinnen Heilende. Zerstörer/Zerstörerin, Erschaffer/Erschafferin, Heiler/Heilerin – gleichsam göttliche Implikationen und Erwartungen die in diesem Sinne auf den/die Genealogen/Genealogin treffen! Die in säkularisierten und pseudo-aufgeklärten Zeiten – und vom Säkularisierungs-Begriff wird später noch die Rede sein – verpönten göttlichen Attribute lassen gerade die Relevanz des/der Genealogen/Genealogin entdecken, der/die es vermag, die modernen Götzenbilder, die nicht weniger bedrohlich als die alten Götter / der alte Gott dem Schwert des Damokles gleich über dem wahrheitssuchenden Menschen baumeln, entgegen prädestinierter und vielfach ideologierter Begriffe tatsächlich in ihrer Bedeutung zu fassen oder zumindest im Versuche daran unter Beifall der nicht für ausschließlich wahr gehaltenen „*wahren Wahrheit*“ triumphal zu scheitern.

Ein Loblied auf das „Theoretische“ der Theorie

Mittels dieser Arbeit wird wie bereits erwähnt aber eben keine Genealogie des Wortes angestrebt, doch etwas anderes gemeinhin „Klassisches“, vermeintlich Klares und doch so Strittiges, etwas im gegenwärtigen Wissenschaftsbetrieb erlaubt Verbotenes das zumal gerne in die Grauzone der Spekulation gedrängt und dann dort links liegen gelassen wird: eine Theorie. Das Entwerfen eines Denkkonstrukts mit dem expliziten Titel "Theorie" geschieht aus zweierlei Gründen:

- 1.) Als bewusste Übernahme der Implikationen des klassischen griechisch-antiken Wortsinns θεωρεῖν – *theorein*, was mit dem deutschen Äquivalent beobachten und betrachten übereinstimmt bzw. θεωρία – *theoría*, was einer Anschauung, Überlegung, Einsicht entspricht. Zudem versteht man unter Theorie gemeinhin ein – vor allem in den Wissenschaften obligatorisches – Denkkonstrukt zur Beschreibung/Erklärung verschiedener Phänomene, wobei als „Urphänomen“ die philosophische Frage nach der Schönheit (im Sinne der Schönheit des Wissens) gilt.

2.) Der Begriff Theorie als ironischer Seitenhieb auf das Popper'sche Netz das wir auswerfen um die Wirklichkeit einzufangen und das doch so verheddert nur prädestinierte und paradigmatisch korrekte Ausschnitte zu liefern vermag. Ich werfe kein Netz aus, die Wirklichkeit trübt – ich fische im Trüben – nicht mit einem Netz das einen ganzen Schwarm fängt, das gewissermaßen ganzheitlich betrachtet alles fängt, sondern mit einer Angel die bloß Fischlein für Fischlein, Erkenntnis für Erkenntnis ans Land zu bringen vermag. Eine kleine, bloß partikuläre Theorie soll es sein die keine große Erzählung schreiben kann (und will), ferner auch keine rein individuelle Betrachtung widerspiegeln soll, sondern Ausschnitte aus einer postulierten grundsätzlich existenten Wirklichkeit – die im Zusammenleben von Menschen als ein gesamtgesellschaftliches Gemenge von Einzelkonstruktionen *entworfen* wird – die nur im Rahmen der menschlichen Erkenntnisssysteme wahrgenommen und verarbeitet werden kann, exemplarisch skizziert und in einen gesellschaftlichen Zusammenhang setzt.

Wirklichkeit – so die ontologische Grundannahme dieser Arbeit – ist etwas grundsätzlich Existierendes, allerdings kann diese postulierte Art von Wirklichkeit niemals zur Gänze erfasst und verarbeitet werden, was einerseits an der besonderen Beschaffenheit der Erkenntnisapparate liegt und andererseits (und dies sei besonders herausgestellt) vor allem darin gründet, dass Wirklichkeit stets als gesellschaftlich gemachte und von der Gesellschaft perforierte Wirklichkeit erscheint und angesichts der Tatsache des Sozialwesens Mensch zwangsläufig erscheinen muss.

Die politische Theorie als ein unabhängig von direkten Handlungszwängen entstehendes Etwas aus einem mehr oder weniger konsistenten Denkprozess orientiert sich – wie der Name bereits besagt – an einer Anschauung des *zoon politikon*, also des Menschen als soziales und politisches Wesen.

Wie bereits Weniger am Beispiel der Pädagogik zu exemplifizieren versuchte, kann es geradezu keine Sphäre der Praxis ohne die Sphäre der Theorie geben (vgl. Weniger, 1952, S.57f) – wobei der Begriff „Sphäre“ in diesem Zusammenhang mit einem leicht ironischen Unterton der Übertreibung in Richtung des potentiellen Andenkens einer systematisch möglichen Trennung überhaupt zu lesen ist. Selbst der/die massivste Verfechter/Verfechterin des „güldnen Baums des Lebens“ wider

die „graue Theorie“⁸ wird geradewegs anthropologisch ein Faktum anerkennen müssen, nämlich dass er/sie wie auch alle anderen denkt: Denken *kann* und denken *muss* und dies auch noch in der routiniertesten Handlung seiner/ihrer Praxis, sofern er/sie sich nicht als bloßes dressiertes Tier, das ankonditionierte Ursache-Wirkungsketten durchläuft, betrachtet. Die Handlung des/der Praktikers/Praktikerin wird stets von (impliziten) Annahmen zu eben jener noch zu tätigenden Handlung flankiert, sodass selbst im Falle des äußersten Handlungszwanges, bei gleichzeitiger Vorherrschaft/Präferenz des Bekannten und Routinierten, ein gewisses Maß an *Prä-Reflexion* bestehen bleibt. Dies meint ein vorgängig-nachträgliches Reflektieren, d.h. ein Nachdenken über die Folgen und Konsequenzen einer noch ausstehenden Handlung, welches neben bereits genannten Faktoren der Routine, Erfahrung und der Präferenz von Bekanntem natürlich auch gewissen praxisinhärenten Zwängen der jeweiligen institutionellen Rahmung geschuldet ist, aber dennoch grundlegend existentiell menschlich bleibt.

Nichtsdestotrotz verstellt der elementare Handlungsdruck des/der Praktikers/Praktikerin neben der persönlichen Involviertheit den „freien“ Blick auf den Gegenstand bzw. die eigene Handlung, was eine gewisse Trennung der unmittelbaren Handlung von der mittelbaren Reflexion unausweichlich werden lässt und damit auch die zentrale Stärke der Theorie – und ihr Primat in den Wissenschaften – festschreibt. Dieses Primat des reflexiven und damit per definitionem kritischen Denkens scheint angesichts gegenwärtiger Entwicklungen massiv gefährdet und/oder bereits weitläufig zerstört zu sein, was zahlreiche Verweise auf das vermeintliche „Grau“ der Theorie, welche sich in lebensfremden, vollkommen praxisabgewandten Gedächtnisübungen erschöpfen würde, belegen. Mit dem für Theoretikerohren/Theoretikerinnenohren oftmals schwer zu ertragenden Ausspruch, dass die Theorie ihren Bezug zur Praxis verloren habe, wird geradezu empörend eine Vorgängigkeit der Praxis per naturam intendiert, auf die sich jedwede Reflexion zu beziehen und sich dadurch zwangsläufig in der Betrachtung des (vermeintlich) gegenständlich-empirischen Lebens zu erschöpfen habe. Doch gerade Entfremdung von einem schlechten Leben das kein gutes⁹ verspricht – um abermals den Adorno-Aphorismus zu bemühen – scheint dabei eigentlich gerade essentiell

⁸ Im Original bei Goethe: „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens goldner Baum.“ (Faust I)

⁹ Die Wortverwendung als Adjektiv – und damit die Kleinschreibung – ist analog zu Adorno bewusst gewählt worden und stellt keinen Fehler dar: „gut“ bezieht sich auf das Leben, das in diesem Zusammenhang als „schlechtes Leben“ erachtet wird.

und heilvoll zu sein, möchte man die Theorie nicht der Affirmation des Seienden – durch den reinen Rekurs auf selbiges – preisgeben.

Theorie wird in diesem Sinne auch nicht als eine formalisierte, neutrale Verfahrensweise verstanden, die in bloß maschineller Logik in Anwendung einer Methode Hypothese für Hypothese abzuarbeiten trachtet.

Diese Arbeit unternimmt keine Anstrengung rein objektiv und präzise mit dem positivistischen Blick des Naturwissenschaftlers die „Wirklichkeit“ abzubilden, ferner intendiert sie keinen an Vollständigkeit orientierten Stammbaum der Unmündigkeit nachzuzeichnen, doch sie soll insofern genealogisch sein, als dass sie in der Tat dekonstruiert was ungesagt, ungefragt und oftmals ungedacht mit dem Begriff der „Aufklärung“ verschleiert und konterkariert wird. Sie nimmt dem Wortsinn der Theorie nach etwas in den Blick – das Konstrukt Aufklärung – und beobachtet/fokussiert in diesem Zusammenhang zweierlei Phänomene: die bewusste fremdverschuldete unmündig-*Machung* und die unbewusste, geradezu naturwüchsig erscheinende und somit verselbständigte unmündig-*Werdung*. Die Arbeit als Theorie umfasst im Vergleich zur Genealogie somit weniger und mehr zugleich: Keine wie eingangs definierte ausführliche archäologisch-genealogische Analyse der umfassenden Faktoren eines Begriffes¹⁰ wird intendiert – also weniger als eine Genealogie – aber das „Mehr“ soll in Form eines systematischeren Zusammenhangs v.a. der Bedeutung(en)/Entwicklungen von Unmündigkeit nach der Epoche ihrer vermeintlichen Aufklärung erscheinen.

In Ihnen verehrte/r Leserin/Leser möge sich bei der Lektüre ein Gefühl regen, das nach der so oft bemühten „politikwissenschaftlichen Relevanz“ der Arbeit fragt: So verweist bereits der Duktus Ihrer angedachten Fragestellung auf die formalistische Wissenschaft, wie sie später noch anzuprangern sein wird.

Kontext der Thematik

Nun wählt man als zeitgenössische/r Philosophin/Philosoph nicht willkürlich die „Epoche“ der Aufklärung um an sie mehr oder minder fruchtbare Fragen

¹⁰ Der Begriff „Begriff“ als ein Vielfältiges umfasst bspw. bei Koselleck et. al. im Historischen Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland: Wörter als Bezeichner, Realitäten im Sinne von referentiellen Objekten/Verhältnissen und eine gewisse Festlegung von Bedeutung.

heranzutragen. Ferner noch intendiert man dabei eine Flucht in die „bessere“ Zeit oder verfällt gar in Sozialromantik – nein! Der Aufklärung nähert man sich nicht, man hat kein Interesse, keine Freude, kein Vergnügen daran. Sie nähert sich dem Philosophen; so wie sich das Raubtier der Beute nähert – unvermittelt, präzise, brachial, schnell, roh und in vollkommener Auslöschung des bisher Dagewesenen. Die Aufklärung, die in ihrem Bestreben der Entzauberung der Natur und der verstandesgemäßen Bändigung und Zähmung des Raubtieres Mensch selbst zur allesverschlingenden Kreatur wird, schlägt ihre Reißzähne in das Fleisch und gedenkt nicht mehr loszulassen.

Sie ist der eigentliche Mutterschoß einer/eines jeden Philosophin/Philosophen, in welchem sie/er großgezogen und erzogen wurde, sodass sie/er das vormundsfreie eigenständige Denken lerne und doch ist dieses in der Zeit zahm und müde gewordene Mütterlein in den Jahren und Jahrzehnten nach Kant zu einer gefräßigen Bestie mutiert bzw. zu dieser gemacht worden. Nach außen hin scheint Aufklärung in ach so säkularisierten und „vernünftigen“ Gesellschaften – in denen jeder/jede potentiell alles wissen und begreifen zu können meint – nicht mehr zeitgemäß, geradezu anachronistisch zu sein. Der flüchtige Blick verliert sich keine 5 Minuten darin und die einzig „aufklärerische“ Verwirrung erzeugende Verirrung findet – sofern man mit viel Glück gesegnet wurde – im Geschichtsunterricht statt.

Aufgeklärt werden müssen stets bloß die (konstruiert) anderen, die noch immer in alten Denkstrukturen verhaftet im Irrationalen – der Religion, der Heilsversprechen der Ideologien und vor allem der Kraft des Kommunitaristischen – feststecken würden und nicht die individualistische Pforte der Postmoderne durchschritten haben. Der/Die Einzelne/Einzeln ist im Zeitalter der begrenzten Unmöglichkeiten stets seines/ihres Glückes eigener Schmied, sodass als einziger (trügerischer) Glaube jener an das eigene und vermeintlich selbstbestimmte „Selbst“ erlaubt bleibt. Dieser „neue Glaube“ manifestiert sich in einem rigorosen Zweifel gegenüber allem Gemeinschaftlichen und einer euphemistischen, geradezu extatischen Affirmation der Verehrung/Anbetung des (Pseudo-)Individuellen.

Um es mit Lyotards – gewissermaßen dem theoretischen Begründer der Postmoderne – berühmt gewordenen Worten auszudrücken: „Bei extremer Vereinfachung hält man die Skepsis gegenüber den Metaerzählungen für ‚postmodern‘“ (Lyotard, 1999, S.14).

Wo Meta-Erzählungen, Ideologien, Dogmen und übergeordnete Denkweisen fehlen und/oder vermeintlich ins Abseits gedrängt werden, kommt es wie bereits angeschnitten zu einer Pluralisierung der Standpunkte, Erklärungen und Sichtweisen. Man möchte sich nicht mehr in klassische Denk-Schemata wie „Links vs. Rechts“ einordnen, geschweige denn sich als Kapitalist/Kapitalistin, Kommunist/Kommunistin oder was auch immer bezeichnen bzw. bezeichnet werden. Der Blick wendet sich von der Gesamtheit (der ungemein breiten holistischen Perspektive) ab und konzentriert sich fortan auf das Individuum, das Individuelle, das Besondere im Besonderen. *Die* Freiheit oder *die* Gerechtigkeit die per se beansprucht gültig zu sein – egal ob sie historisch gewachsenen Vorstellungen oder purer Ideologie entspricht – verlieren vermeintlich ihre Grundlage. Aus Objekten die es zu steuern gilt werden vermeintlich selbstbestimmte Subjekte, die das proklamierte Fukuyama'sche „Ende der Geschichte“ vorantreiben bzw. selbst täglich ihre *eigene, individuelle* Geschichte schreiben – so zumindest die positive und meines Erachtens massiv idealistisch gezeichnete Seite besagter Epoche der Postmoderne¹¹. Individualität als neuer Wert an sich, neuer Glaube und auch neues kollektives Dogma (und somit bereits wider ihre eigentliche Bedeutung) unterliegt einer omnipräsenten Gefährdung durch vielfältige (ihr teilweise entgegengesetzte) Interessen – wie sie im Verlauf der Arbeit noch dargestellt werden sollen – die sie bewusst wie unbewusst unterwandern und der Unmündigkeit preisgeben. Vergessen wird dabei zudem gerne die omnipräsente Kehrseite von eröffneten Freiheitspotenzialen, welchen bspw. religiösen Menschen die im christlich-katholischen Glauben sozialisiert wurden, bereits am Ende der Schöpfungsgeschichte durch die Vertreibung aus dem Paradies und der Erbsünde – wie einleitend dargestellt wurde – drastisch vor Augen geführt wird. Freiheit impliziert durch Möglichkeitspotenziale immer auch Zwang – den Zwang der Wahl, die unausweichliche Konstante wählen zu *müssen*, Entscheidungen treffen zu *müssen*, Verantwortung und Konsequenzen zu tragen. Um diesem unvermeidlichen Zwang

¹¹ In diesem Zusammenhang soll und muss angemerkt werden, dass der Autor die von Lyotard in erster Linie im Bereich der Wissenschaften angedachte Pluralisierung von Standpunkten bzw. der proklamierten Unverfügbarkeit universaler Urteilsregeln und der Absenz zentraler Instanzen der Legitimation grundsätzlich positiv gestimmt ist. Das ausgewählte Zitat müsste in diesem Zusammenhang folgendermaßen komplettiert werden: „Bei extremer Vereinfachung hält man die Skepsis gegenüber den Metaerzählungen für ‚postmodern‘. Dies ist ohne Zweifel ein Resultat des Fortschritts der Wissenschaften; aber dieser Fortschritt setzt seinerseits die Skepsis voraus“ (Lyotard, 1999, S.14). Die Postmoderne wird in dieser Arbeit allerdings nicht als eine begrenzte Sphäre der Wissenschaft/Kunst etc. betrachtet oder interpretiert, sondern gewissermaßen als Art Schablone einer „neuen“ gesellschaftlichen Identität über die Gesamtgesellschaft gelegt.

zwischen Alternativen wählen zu müssen – den bspw. Kierkegaard als eine Art Grunddilemma bzw. Ursprung der existenziellen menschlichen Angst charakterisierte – entsprechen zu können, bedarf es jener Fähigkeit die laut Kant – der auch den Ausgangs- und zentralen Reibungspunkt dieser Theorie darstellen soll – dem Reden „mit sich selbst“ entspricht um zu einem Urteil zu gelangen: dem Denken.

Sozialisatorische, gesellschaftliche und materielle Prozesse in Form von Zwang zur Erwerbsarbeit, Erziehung und Bildung, Konsum, Einflussnahme und Bevormundung durch z.B. mediale Produkte, die omnipräsente Ökonomisierung sämtlicher Lebensbereiche et. al. wirken nun allerdings so tief, dass selbst die anthropologische Grundkonstante des Menschen, nämlich das Denken, derart pervertiert wird, dass eben kein freier Wille oder Autonomie – keine tatsächliche Individualität – mehr möglich gemacht wird und der Verstand in seiner reinen urteilsmächtigen Form kaum noch existent erscheint.

These(n) und Vorgehensweise

Inwiefern dies mit Mündigkeit oder Unmündigkeit bzw. mit der Intention dieser Arbeit zu tun hat, soll – neben offensichtlichen Verbindungslinien – analog eines sehr berühmten Kant-Zitats zur Beantwortung der Frage was nun Aufklärung sei exemplifiziert werden:

„Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschliebung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Sapere aude! Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!“ (Kant, 1784)

Dem idealistischen und gewissermaßen auch die Lebenssituation der Masse der Bevölkerung verklärenden Kant könnte man an dieser Stelle eine weitere berühmte Formulierung aus der Feder Brechts entgegensetzen, denn bekanntlich sei es ja egal, wie man es dreht und wie man es auch wendet, denn schließlich kommt erst das Fressen und dann erst die Moral.

Doch die Moral als das per se oberste Prinzip beansprucht nun folgendes Vorgehen der Überprüfung der eigenen Handlungen: „*Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde*“ (Kant, 1786, S.52). Gerade darum soll es in der Arbeit auch gehen: Um diese Diskrepanz zwischen einer kategorischen moralischen Maxime, die angesichts der Lebensbedingungen der Meisten geradezu zynisch anmuten müsse oder um es mit einer weiteren Brecht-Stelle zu sagen – um die Analogie von vorhin beizubehalten – „gut zu sein und doch zu leben“ und dies in zum Teil prekären Verhältnissen und der aus ihr erwachsenden Verhältnisse. Zudem müsste sich der Verstand abseits aller Lebensnot gegen eine Überfülle an Vereinnahmungen von verschiedenster Seite her behaupten, denen er durch jahrzehntelange Perforation und Beschallung schließlich irgendwann unterliegen muss.

Der Verstand ist nun allerdings nicht gänzlich verschwunden, sondern nur in Geiselschaft genommen von – in erster Linie – den materiellen Interessen und einer herrschenden Klasse, die aber eigentlich im Grunde selbst keine Kontrolle mehr über diese Entfremdung des Verstandes hat, sondern auch selbst davon betroffen ist. So kann gewissermaßen eine Verselbstständigung der Unmündigkeit im Gegensatz zur aufklärerischen „selbst verschuldeten“ Unmündigkeit postuliert werden.

Auf Basis der Grundannahme dieser verselbstständigten Unmündigkeit soll untersucht bzw. herausgearbeitet werden, inwiefern besagter Unmündigkeit eine absichtsvoll herbeigeführte und herrschaftsförmig-geplante „Unmündigmachung“ oder aber eine Art „Entwicklungslinie“ des menschlichen Zusammenlebens die sich ungesteuert und gewissermaßen beinahe „naturwüchsig“ verbreitet und verstärkt zu Grunde liegt.

Das heißt konkret soll anhand des roten Fadens der Konstante des Denkens bzw. ihrer transzendentalen Voraussetzungen untersucht werden, inwiefern eine Transformation der von Kant postulierten „selbst-verschuldeten“ Unmündigkeit in Richtung einer „fremd-verschuldet-gemachten“ und/oder „verselbstständigten“ Unmündigkeit in postmodernen Zeiten feststellbar ist.

Fremd-verschuldet meint dabei eine bewusst und absichtsvoll hergestellte und herrschaftsförmig auf die Subalternen wirkende unmündig-Machung.

Verselbstständigt meint, dass besagte Unmündigkeit in der Postmoderne geradezu „naturwüchsig“ und ohne direkte Steuerung auftritt bzw. sich verselbstständigt hat –

d.h. keine Klasse ist im Stande der verselbständigten Unmündigkeit gänzlich zu entrinnen, sondern Unmündigkeit stellt eine gewisse unkontrollierbare Grundkonstante des postmodernen Menschen dar.

Hypothese 1: Die postulierte „fremdverschuldete Unmündigkeit“ ist ein historisch gemachtes und absichtsvoll gesteuertes Prinzip der Machtakquirierung/-erhaltung im Sinne einer herrschenden (ökonomischen) Klasse und tritt daher primär herrschaftsförmig auf – d.h. eine dominierende Klasse „*macht*“ ihre Subalternen bewusst und absichtsvoll unmündig.

Hypothese 2: Die postulierte „fremdverschuldete Unmündigkeit“ hat sich entgegen der aufklärerischen Tendenz zum mündigen und selbstbestimmten Gebrauche der Vernunft dahingehend gewandelt, dass besagte Unmündigkeit in der Postmoderne geradezu „naturwüchsig“ und ohne direkte Steuerung auftritt bzw. sich verselbständigt hat – d.h. keine Klasse ist im Stande der verselbständigten Unmündigkeit gänzlich zu entrinnen.

Im Sinne einer Methodik des Vorgehens gilt es demnach einer zentralen Frage nachzugehen, die zunächst und in ihrer eigentlichen Form in das „Ich“ des Subjektes verweist: „Wer bin ich?“ aber (vor allem) auch „was sind wir?“. Diese Vorgehensweise soll nun allerdings keine subjektiv-psychologische sein, sondern soll analog zum „Wir“ einer historischen Entwicklungslinie – einem sozialen Werden und geworden-Sein – folgen, die die Bedingungen des „Ich“ und der „Ich“-Konglomerate im „Wir“ (als vergesellschaftete Wesen) den historischen Bedingungen geschuldet angemessen erkunden soll. Dabei werden zentrale Instanzen und Praktiken der „Mensch-Werdung“, die an der Schnittstelle zwischen naturwüchsigen Anlagen *im* Menschen und der Formung/Bearbeitung der Menschen *durch* Menschen verortet werden können, also generell soziale – sozialisatorische, die Erziehung betreffende, Menschen beeinflussende etc. – Prozesse die in ihrer Komplexität und ihrem Zusammenwirken zur Unmündigkeit (*Machung* wie *Werdung*) beitragen exemplarisch dargestellt.

Anhand ausgewählter Literatur und kulturgeschichtlich klassischer Metaphern soll ausgehend von Kants Überlegungen zu den individuellen wie kollektiv-sozialen transzendentalen Voraussetzungen des Denkens und der Vernunft bzw. ihrer aufklärerischen Implikationen zur selbstermächtigten Bedienung des Verstandes im Sinne der Ratio, über einen kritisch-dialektischen Zugang im Sinne der Kritischen Theorie, der Nietzscheanischen Umkehr aller Werte und selbstständigen Überlegungen zum Begriff der Mündigkeit bzw. der postulierten fremd-verschuldeten oder verselbstständigten Unmündigkeit, eine Theorie über die (Fremd-)Bestimmtheit des Menschen in einer Epoche, in der wie in keiner anderen zuvor vielfältig und omnipräsent mittels Einflussnahme (medial, ökonomisch etc.) auf ihn/sie eingewirkt wird, konstruiert und transzendental-historisch – bzw. auch gegenwartsbezogen – exemplifiziert werden. Zudem sollen mittels einer „Utopisierung der Kritik“ (anhand der Arbeit „Notwendige Illusionen“ von Richard Kubac und dem „Prinzip Hoffnung“ von Ernst Bloch) mögliche Wege aus dem Dunkel der Unmündigkeit heraus in das Licht der Autonomie und Selbstbestimmung gewiesen werden, sofern sich ein solcher Lichtstrahl überhaupt über den Horizont der Unmündigkeit erheben lässt.

Fremdverschuldete Unmündigkeit

Aufklärung und Säkularisierung

Aufklärung richtet sich in ihrer ursprünglichsten Form gegen vermeintliche Wissensbestände, die vorgeben Transzendentes – als eigentlich außerhalb der Erkenntnisfähigkeit liegender Bereich – durch wie auch immer geartetes Vorgehen im Rahmen der Möglichkeiten der menschlichen Erkenntnisfähigkeit erklären zu können. Die regulativen Ideen des Transzendenten – also beispielsweise Vorstellungen von Gott, der Freiheit et.al. – entziehen sich der Wahrnehmung, respektive der direkten Anschauung und können somit bloß postuliert, angenommen, aber unmöglich in ihrer Wahrhaftigkeit (bzw. überhaupt ob der Voraussetzung ihrer Existenz) erkannt werden. Sie sind nicht Gegenstände des Wissens sondern Orte des Glaubens/Meinens/Wünschens, die mit dem Wissen per se und kategorisch unvereinbar sind. Um an besagte Orte vordringen zu können, müsste man nach Kant „das Wissen aufheben, um zum Glauben Platz zu bekommen“ (Kant, 2011B, S.43), also einen gänzlich vom Wissen separierten Standpunkt betreten. Jene Institution in der jahrhundertlang Glaube und Wissen unhinterfragt geradezu vereinheitlicht wurden und in der als paradigmatisches Resultat der Glaube als Absolutes noch über dem Wissen kulminierte, wurde naturgemäß zum kontradiktorischen Widerpart der aufklärerischen Tendenz des Primats des Verstandes und des Wissens.

Säkularisierung als Absage des Transzendenten...

Als eine zentrale Entwicklung der Aufklärung bzw. durch sie initiierte Tendenz kann demnach die versuchte und erfolgte Säkularisierung breiter Gesellschaftsschichten und vor allem der Nationalstaaten genannt werden, wobei das Historische Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland grundsätzlich zwei Begriffszugänge zur „Säkularisierung“ konstatiert, die sich anhand der Art und Weise der Verwendung bzw. auch ihrer Herkunft unterscheiden. Zum einen quasi die „Ursprungsform“ des Begriffes im Kirchenrecht, welches „Säkularisation“ als Verweltlichung einstiger kirchlicher Güter im materiellen und immateriellen Sinne definierte und zum anderen die geschichts-philosophische Perspektive, die heute eigentlich als die

gebräuchlichste und auch im Umlauf befindliche Perspektive genannt und verstanden werden kann. Der Begriff per se hat sich im Laufe der Zeit vom rein katholischen Bezug gelöst und betrifft heute alle Glaubensgemeinschaften, wobei die ursprünglich negative Konnotation – die aufgrund der damals durchgeführten Enteignungen kirchlicher Besitztümer geboren wurde – weiterhin mitschwingt, obwohl heute damit in erster Linie Einflussverlust der Kirche gemeint ist (vgl. Conze, 2004, S.798-829).

Taylor plädiert in seinem gleichnamigen Artikel (vgl. Taylor, 2010, S.5-28) für die Etablierung eines neuen Säkularismus, da laut ihm zwar eine gewisse unhinterfragte und größtenteils undifferenzierte Klarheit und Einigkeit darüber herrsche, dass moderne Demokratien säkular zu sein haben, aber der Begriff per se eigentlich als problematisch, unklar und ethnozentrisch aufzufassen – und damit nicht zu fassen – wäre. Der gemeinhin „klassische“ Säkularismus, der als Trennendes zwischen Staat und Kirche verstanden werden möchte, richtet sich nicht per se gegen religiöse Einstellungen und/oder Bewusstseinslagen, sondern zielt im juristischen Gestus des Nationalstaates auf eine generelle Harmonie zwischen verschiedenen religiösen Richtungen bzw. gewährt grundsätzliche Religionsfreiheit im Sinne der Gleichberechtigung zwischen religiösen (und nicht-religiösen) Richtungen, sodass keine Religion eine Vorzugsstellung einnehmen dürfe und alle Richtungen in den öffentlichen Entscheidungsfindungsprozess eingebunden werden müssen – das Primat der Entscheidungshoheit habe allerdings stets der rational-säkulare Nationalstaat inne.

Taylor fasst Säkularismus nun nicht als Kategorie auf die sich nur um das Verhältnis von Staat und Kirche dreht, sondern geht davon aus, dass es bei Säkularismus um die richtige Antwort des demokratischen Staates auf Vielfalt geht, da ein neutraler Staat sowohl nicht-religiöse als auch religiöse Bekenntnisse oder Richtungen nicht bevorzugen dürfe.

In eine ähnliche Kerbe schlägt Habermas: Eine geschichtsphilosophische Position einnehmend argumentiert er in seinem Aufsatz „Die Dialektik der Säkularisierung“, dass in modernen (v.a. mitteleuropäischen) Nationalstaaten das Bewusstsein in einer säkularisierten Gesellschaft zu leben prädominant sei, wobei ebenjenes Bewusstsein der Trennung des öffentlichen Sektors von religiösem Zugriff – interessanterweise

trotz häufig religiöser Einstellung der Menschen in der Sphäre des „Privaten“ – mit durchaus großteils positiven Implikationen verbunden wäre.

Die lange unbestrittene (eurozentrisch geprägte) These zwischen einem Zusammenhang von Modernisierung und der Säkularisierung verliert jedoch in Verbindung mit der Analyse globaler Veränderungen und weiterhin sichtbarer Konflikte aufgrund religiöser Spannungen immer mehr Anhänger, sodass Zweifel am grundsätzlichen Relevanzverlust von Religion/Religionen laut werden (vgl. Habermas, 2008) bzw. laut werden müssten.

Für den postulierten Relevanzverlust sprechen für Habermas 3 Faktoren, wobei besonders der erste Faktor in Hinblick auf diese Arbeit wesentlich erscheint:

- 1.) Wissenschaftlich aufgeklärtes Bewusstsein ist nicht oder kaum mit religiösen Weltbildern zu vereinbaren.
- 2.) Kirchen/Religionen büßen an öffentlicher Bedeutung ein und verlieren im Zuge der Ausdifferenzierung der Gesellschaft Zugriff auf vormals kontrollierte bzw. beeinflusste Bereiche.
- 3.) Durch zunehmenden Wohlstand und soziale Sicherheit sinkt das Bedürfnis mit einer transzendentalen, kosmischen Macht in Verbindung zu treten.

Habermas spricht entgegen einer (oftmals erkennbaren) Überschätzung besagter Faktoren eine weltweite „resurgence of religion“ an, die auf die Phänomene einer missionarischen Ausbreitung der Weltreligionen und deren fundamentalistische Zuspitzung und die politische Instrumentalisierung ihrer Gewaltpotentiale gründet. Ein Bewusstseinswandel in „postsäkularen“ Gesellschaften vollzieht sich einerseits durch die medial vermittelte Wahrnehmung von bspw. Konflikten deren Ursachen in der Religion zu finden sind und dadurch wird die eigene (säkulare) Bewusstseinslage eher im Weltmaßstab gesehen und mit anderen (religiösen) verglichen. Andererseits kommt den Religionen in den Öffentlichkeiten eine relativ große Rolle im Meinungsbildungsprozess (bei z.B. ethischen Fragen) zu und auch durch die Etablierung „anderer“ Religionen, kommt es zu einer Rückbesinnung zur „eigenen“ Religion. Analog zu Taylor verweist er auf den Verfassungsstaat der seinen Bürgern/Bürgerinnen gleiche Religionsfreiheit garantiert, allerdings ist damit die Auflage verbunden, dass sich besagte Bürger/Bürgerinnen nicht mehr in ihrer religiösen Sphäre verschanzen, sondern in die Sphäre der Zivilgesellschaft treten um

gemeinsam partizipieren zu können – Toleranz in Bezug auf andere und die grundlegende Bereitschaft zur Partizipation können in diesem Zusammenhang als entscheidende Faktoren ausgemacht werden, die ein Reflexivwerden des religiösen Bewusstseins zur Voraussetzung haben. Die durch diese Reflexion möglicherweise (wobei der originale Wortlaut durchaus sehr optimistisch klingt) angestoßenen Lernprozesse sowohl auf Seite der Religionen als auch auf Seite „des Säkularen“ ermöglichen und erleichtern gewisse Meinungsbildungs- und Meinungsabstimmungsprozesse und fördern so das Wesen der Demokratie. Das mehr oder minder quasi „natürliche“ Wesen der Demokratie wäre nach Habermas – vergleichbar mit der „Theorie des kommunikativen Handelns“ – also die Deliberation, durch welche eine Interpretation des Verhältnisses von Glauben und Wissen im Miteinander der Pluralität ermöglicht werden würde.

...ein Glaube aber bleibt bestehen

Hinsichtlich der Wissenschaften (und sich ausbreitend auf sämtliche gesellschaftliche Systeme) ist hingegen nur eine einzige Sichtweise erlaubt, die ein „aufgeklärtes“ Bewusstsein, welches nicht oder kaum mit religiösen Weltbildern zu vereinbaren wäre, in der Konsultation der Ratio absolut setzt und in diesem Zusammenhang den „Glauben“ an die Wissenschaft, den Fortschritt, den Markt etc. als neuen „Mythos“ der keiner sein darf und sich deshalb das Kleid des Unhinterfragbaren überstreift festigt. In dieser „Dialektik der Aufklärung“, die ein Scheitern selbiger Aufklärungstendenzen postuliert, die ausgehend von einer ihnen zugrundeliegenden instrumentellen Vernunft eine Beherrschung der Natur und einer rationalen Aufklärung eines davor angenommenen mythologischen Weltbildes intendieren, wird deutlich, inwiefern der Übergang vom Mythos zum (reinen) Logos in Form von Herrschaft zurückschlägt und sich schließlich universell und total setzt. Die grundlegende und rigide Trennung des Mythos – als ein unbewiesen axiomal-transzendente Gültiges/Gewünschtes/Unplanbares/Utopisches, das stets eine Aura des Geheimnisvollen und (irrational) Hoffnungsstiftenden umgibt – vom Logos – als das Prinzip einer kalkulierenden und abwägenden (reinen) Vernunft, die tatsächlich beweisbare Wissensbestände zu generieren vermag – bei gleichzeitig absoluter Ablehnung des Ersteren resultiert in einer gänzlich verwalteten Welt, die den/die Einzelnen/Einzelne „gegenüber den ökonomischen Mächten vollends annulliert“

(Adorno, 2010, S.4) und unter den neuen Mythos des Rationalen, diese neue Art der Barbarei knechtet. Aus beweisbaren (vermeintlichen) Tatsachen werden zunächst Schätzungen und Annahmen, die fortan unbewiesen zu Dogmen und Ideologien transformiert den Mythos Logos irrational festigen. Logos verklärt in seiner positivistischen Denkart bei paralleler Überschätzung der eigenen Möglichkeiten also im Grunde sich selbst und liefert sich der eigenen Kritik am vormals Ungültigen aus, wobei durch ubiquitäre Diffamierung und Negation des (vermeintlichen und geradezu mythisch begründeten) Wesens des Mythischen – das belächelt wird und nicht einmal im Ansatz denkbar gemacht werden soll – eine Legitimation entsteht. Der an sich verurteilte Glaube ersetzt in diesem Zusammenhang schleichend das intendierte Wissen als Prämisse: Alles kann und vor allem *muss* gewusst, beherrscht, rationalisiert werden, sodass die eigene Schwäche hinter der Karikatur des Mythischen verborgen werden könne.

Im Aphorismus „Der tolle Mensch“ – aus der Feder Friedrich Nietzsche’s – im Buch „Die fröhliche Wissenschaft“ irrt der tolle Mensch auf der Suche nach Gott mit einer Laterne auf dem Marktplatz unter dem Gelächter der Ungläubigen umher, sodass er auf die allseits belustigende Frage nach dem Aufenthaltsort dieses Gottes erwiderte: „*Wir haben ihn getötet* – ihr und ich! (Kursiv im Original)“ (Nietzsche, o.J. [1882], S.283). Die Welt hat mit Gott ihr einstiges Koordinatensystem, ihr ordnendes und sinngebendes Prinzip verloren und steht an der Schwelle zum Nihilismus, der ihr jedweden Sinn der Existenz im Bekenntnis zum Nichts absprechen würde. Der Mord an Gott, diese „größte Tat der Menschen“ (vgl. ebd., S.283) aber ist es, was vergleichbar mit der Sünde im Paradies das wahre Wesen des Wesens Mensch gebär. Wenn Gott – und mit ihm das einstige Welt-/Denksystem – tot ist und der Mensch nicht im Abgrund des Nichts versinken möchte, erschließt sich ihm/ihr grundsätzlich nur der eine Weg, nämlich selbst als schaffendes Wesen zu Gott zu werden¹². Der Mord Gottes, der als omnipräsenter Voyeur jedwede kleine oder große Sünde zu erkennen vermag und nicht davor zurückschreckt selbige Sünden – und die größte Sünde wäre natürlich die Abwendung von ihm – durch Tod, Flut, Plagen, Feuer etc. zu bestrafen, ist seinem Grunde nach geradezu prototypisches Sinnbild der Aufklärung als Selbstermächtigung und Absolutsetzung des rationalen

¹² Auf diese Transformation des abhängigen Menschen zum unabhängigen „Selbst-Gott“ wird im Abschnitt „Kunst“ in Verbindung mit der Transformation eines „du sollst“ hin zu einem „ich will“ noch näher eingegangen werden.

Menschen. Weil Gott alles sieht, weil er straft, weil er einschränkt, beschränkt und Freiheiten raubt – so wie eben auch die den Menschen umgebende, noch unbeherrschte Natur – muss man ihn, „aus Rache am [alles sehenden; C.J.] Zeugen“ (Nietzsche, 1999, S.214) töten, sodass die von ihm ausgehende Unfreiheit und Abhängigkeit ein Ende finde. Gott überblickte und bewertete einst jedwede Handlung, doch die Aufklärung sieht daran anschließend eben nicht alles, der Zeuge ist getötet und fortan solle der Mensch eigenverantwortlich und unabhängig von fremder Führung agieren.

Doch ein Mord als metaphorischer Ausgangspunkt der Aufklärung, der das Blut Gottes und daran anschließend im Fortgang der Geschichte der „neuen Götter“ Mensch an den Fingern klebt, symbolisiert in eindringlichster Form den grausamen Rückbezug auf ihre eigenen Schöpfer. Ein Mord verjährt nicht, er kann nicht wiedergutmacht, gesühnt werden, da er einen Bruch mit der Kontinuität des ewigen Ablaufs der Menschheit darstellt. Die Aufklärung ist nicht im Stande alles zu sehen und zu überblicken, doch sie trachtet in ihrem Misstrauen gegenüber den Sündhaften und triebhaft Unberechenbaren – deren „Erbsünde“ nun nicht mehr dem Essen vom Baum der Erkenntnis, sondern der weitaus gravierenderen Schuld an einem Mord entspricht – danach, die einst Gott vorbehaltene Kontrolle durch Kalkulation und Rationalisierung zurückzuerlangen – sie *kann* nicht alles sehen, aber sie will und *muss* alles sehen und begreifen können um in ihrer verklärten Form, die die Affekte und Leidenschaften als Unkontrollierbares per se als Verwerfliches negiert, überlebensfähig zu bleiben.

Sie muss beobachten, einsperren, drohen, morden und die vermeintlichen Bestien in Menschengestalt zu zahmen Wesen konditionieren, die wider ihre Natur nichts mehr zu fürchten – aber dabei auch nichts mehr zu erreichen haben – worin die wahre Fürchterlichkeit – der nicht mehr länger vorhandenen Furcht vor etwas – aufgeht. Der Sinn aller Kultur und damit ihrer sämtlichen Werkzeuge sei nach Nietzsche jener, aus „dem Raubthiere ‚Mensch‘ ein zahmes und civilisirtes Thier, ein Hausthier herauszuzüchten“ (Nietzsche, 1988, S.32). Für die Aufklärung wurde es zwingend „nothwendig, [den Menschen; C.J.] einförmig, gleich unter Gleichen, regelmäßig“ (ebd., S.48) und folglich mit Hilfe der „socialen Zwangsjacke“ (ebd., S.48f) tatsächlich berechenbar – und damit unmündig – zu machen und noch zentraler eventuelle Spontaneitäten als Äußerungen der innersten Natur im Keim zu ersticken um diesen

Zustand auch konstant aufrecht zu erhalten. Was einst die kasteiende Kontrolle von außen war hat der Mensch gierig, einem Verhungernden gleich verschlungen und sich zu seinem innersten Prinzip gemacht: Er/Sie hat die Aufgabe übernommen, sich selbst dem strafenden Gott – den er/sie selbst getötet hat – gleich, entgegen der aus ihm strömenden Leidenschaften, zu kasteien. Und weil der Geist sich nicht darum kümmert, was das Innere macht, weil es von ihm abgespalten wurde, der kontrollierenden Ordnung alles bestimmender Rationalisierung wegen, merkt er/sie nicht einmal, dass er/sie die Kontrolle schon aus sich heraus ausübt und dabei die Kontrolle von außen in der Kontrolle von innen perfekt aufgeht – die innere Kontrolle schwimmt mit der parallel erstarkten äußeren zu einem ohnmächtig machenden Kontrollsurrogat.

Die unmündig-Machung, der Aufklärungsbegriff als Verklärung und ihre Implikationen bei Adorno – „Die Dialektik der Aufklärung“

„Seit je hat Aufklärung im umfassendsten Sinn fortschreitenden Denkens das Ziel verfolgt,
von den Menschen die Furcht zu nehmen und sie als Herren einzusetzen.
Aber die vollends aufgeklärte Erde strahlt im Zeichen triumphalen Unheils.
Das Programm der Aufklärung war die Entzauberung der Welt.
Sie sollte die Mythen auflösen und Einbildung durch Wissen stürzen.“

– Theodor W. Adorno –

Zunächst sticht bereits bei reiner Betrachtung des Titels der Begriff der „Aufklärung“ ins Auge da dieser bestimmte Implikationen in sich trägt, die Adorno im Fortgang des Buches behandelt, dekonstruiert und in der spezifischen Verwendung als der Herrschaft Zuträglichen entlarvt.

Nun meint der Begriff der Aufklärung im Kant'schen Sinne aber doch eigentlich das Gegenteil, denn die klassische und vielzitierte Formel, dass Aufklärung „der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“ (Kant, 1784, S.481) wäre, verweist wohl eher auf Selbstermächtigung und Emanzipation als auf das Beherrschtwerden. In diesem Sinne wendet sich der klassische Aufklärungsbegriff bekanntlich gegen jedwede „Vormünder“ und strebt eine Abkehr von mythologischen und metaphysischen Welterklärungen – wie auch und besonders der Religion – an.

An deren Stelle tritt nun ein System, das einzig der rationalen und zweckmäßigen Vernunft folgend einen gewissen neuen „Glauben“ an die Wissenschaft und ihrer Möglichkeiten impliziert. Um mündig zu werden gilt es sich seiner Vormünder zu entledigen, wobei diese Vormünder sowohl von außen als auch von innen an das (reine) apriorische Denken herantreten. Von außen insofern, als dass durch das Faktum der Vergesellschaftung des Menschen beständig beeinflussende Prozesse auf ihn/sie wirksam werden und besonders in Form von Bevormundung – der Leitung eines anderen – das eigene Denken im Sinne einer kalkulierenden Vernunft bedrohen. Die Kant'sche Tugendlehre verpflichtet ein menschliches Wesen, das mündig und dabei tugendhaft-moralisch sein möchte, allerdings auch dazu, „[...] alle seine Vermögen und Neigungen unter seine (der *Vernunft*) Gewalt zu bringen, mithin der Herrschaft über sich selbst [...] [Kursivsetzung durch den Autor]“ (Kant, 1786, S.540) zu unterwerfen, sodass es unter vollständiger Verstandeskontrolle in Beherrschung von Trieb und Neigung zu stehen habe. Im Sinne Adornos und als Anknüpfung zu Kant könnte man nun aber anführen, dass eben jener Versuch die selbstverschuldete Unmündigkeit abzulegen, letztlich in eine neue Form der Unmündigkeit umgeschlagen ist, eine Unmündigkeit die fortan fremd- und herrschaftsbestimmt in Erscheinung tritt. Neben des seit Nietzsche und spätestens seit Freud problematisch anmutenden Postulats einer grundsätzlichen Fassbar- und Kontrollierbarkeit des Triebes durch den Verstand, beinhaltet und offenbart die Kant'sche Setzung – bei all ihrer erkannten idealistischen und an sich im Individuum zu verortenden Prägung – das von Foucault vorzüglich sezierte despotisch-perfide Prinzip der entfremdet-verselbständigten Herrschaft des Individuums über sich selbst – das in Wahrheit durch eben sich selbst tatsächlich unbemerkt kollektiv beherrscht und unterdrückt wird – in der Zeit der vermeintlichen Absenz der großen Kontrollinstanzen, die nun abseits aller institutioneller Zentralisierung in das Ich verlegt wurden.

Die Aufklärung strebt nach Erkenntnis insofern sie nach vermeintlich rationalen Erklärungen sucht, die eben die Natur als per se Unkontrollierbares erklärbar werden lassen (soll). Die Naturerkenntnis schlägt allerdings um in eine reine Absicht der Beherrschung der Natur als letztlisches und einziges Ziel, welchem der Positivismus als Wissenschaftsauffassung nur allzu sehr zuträglich wäre. Indem sich die Aufklärung gegen jedwede Auffassungen versperrt, die nicht rein vernunftgeleitet

(und Vernunft muss nicht per se das „Gute“ im Sinne haben wie später noch gezeigt werden soll) vorgehen, erstarrt sie und zerstört sich im Grunde selbst. Negative Momente und Entwicklungen des Fortschritts werden ausgeklammert und an deren Stelle tritt konformistisches Verhalten aus Angst vor Abweichung.

Abweichung nämlich ist gerade der unerklärt erklärte Feind der bürgerlichen Aufklärung, der alles, was sich der Berechenbarkeit und Nützlichkeit entzieht oder nach Spontanität trachtet (vgl. Adorno, 2010, S.22), verdächtig ist. Für Adorno entspringt die Aufklärung einer radikal mythischen Angst, denn in der all- Beherrschung der Natur und Welt stellt sich der kollektive Mensch an die einstige Stelle Gottes und somit wird das Ziel der Aufklärung – die Aufklärung des Mythos – selbst zum Mythos.

Aufklärung als (versuchte) Naturbeherrschung

Der Mensch in seiner/ihrer Verschiedenheit der Köpfe erscheint dieser Form der Aufklärung als suspekt, da er/sie zu spontanen Äußerungen und affektiven Verhaltensweisen neigt, die seiner/ihrer ursprünglichen Natur entsprechen. Dadurch würde er/sie sich wiederum der Beherrschbarkeit der Natur entziehen – dem absoluten Grauen des „aufgeklärten“ Denkens. Die rationale Vernunft, die sich ja wie bereits erwähnt an die Stelle der Natur drängt und diese verdrängt, tritt als das Allgemeine – ja einzig Gültige – auf und verkommt dadurch zu einem reinen totalitären Regime. Das Denken muss auf einen bestimmten Gegenstand gerichtet sein, muss einen Zweck erfüllen, muss einen „Sinn“ haben, wird zum Werkzeug und merzt sich dabei selbst aus. Dieses Verständnis von Denken und Erkenntnis setzt sich – befördert von einem positivistischen Wissenschaftsverständnis – absolut und wird zum reinen Sinnbild der Industrie und des ökonomischen Apparates und schließlich von Macht und Herrschaft.

In diesem Zusammenhang wäre ein Vergleich zum Film „Metropolis“ passend, denn dort steht in der wohl berühmtesten Szene ein Fabrikarbeiter vor einem riesigen „Maschinen-Moloch“ den er zunächst bedient, um daraufhin vom ihm verzehrt zu werden, worauf sein Platz sofort vom Nächsten in der Schlange besetzt wird. Der menschliche Arbeiter wird durch dessen Tötung zum Treibstoff für die Maschine.

Den ersten Teil des Buches schließt Adorno damit, dass er konstatiert, dass Fortschritt im Sinne dieser bürgerlichen Aufklärung im Grunde Regression bedingen würde indem sich der Intellekt fortschreitend vollends der sinnlichen Erfahrung unterwirft und dadurch kontrollierbarer gemacht wird. Es kommt zu einer Verwechslung von Freiheit mit Betrieb, wobei dadurch das Elend „exponentiell mit dem Wachsen der Möglichkeit der Abschaffung des Elends“ (Adorno, 2010, S.45) anwächst – die potentielle Möglichkeit wächst durch Technisierung ins Unermessliche an, aber gleichzeitig wachsen eben auch die realen Elendsverhältnisse an.

Im folgenden Kapitel des Buches verweist Adorno auf 2 besondere Denker, die für ihn die Maximen der Aufklärung in besonders drastischer und konsequenter Form zu Ende gedacht haben und diese durch das reine Befolgen ihrer – der Aufklärung – inhärenten Positionen konterkarieren: Friedrich Nietzsche und Marquis De Sade. Beide Positionen sollen nun folgend kurz dargestellt und die Quintessenz für Adorno in der Gemeinsamkeit der Ideen beider Denker näher in den Blick gebracht werden. Die grundsätzliche und entscheidende Denkart, die Adorno bezüglich Nietzsche und Sade anlegt bzw. aus ihren Werken extrahiert ist jene, dass Vernunft eine nicht per se spezifisch ethische Implikation enthält. Das heißt, Vernunft kann genauso moralisch sein, wie sie auch unmoralisch sein kann und führt daher nicht von selbst zum „Guten“ oder „Bösen“ – sie ist in der verklärten Aufklärung in erster Linie Instrument von Herrschaft. Somit geschieht folgendes: „Güte und Wohltun werden zur Sünde, Herrschaft und Unterdrückung zur Tugend“ (ebd., S.111) und in diesem Sinne der Herrschaft ist die Formalisierung der Vernunft im Positivismus „bloß der intellektuelle Ausdruck der maschinellen Produktionsweise“ (ebd., S.112).

Mythisch-irrationale Tugend versus „aufgeklärte“ Grausamkeit bei Sade

Marquis de Sades berühmte Figuren – die Schwestern Justine und Juliette – unterscheiden sich gravierend in ihrem jeweiligen Denken, Fühlen, Handeln und somit auch in ihrer Weltsicht.

Justine als die religiös-tugendhafte, die bizarre Qualen (Vergewaltigungen, Abschneiden von Zehen) unaussprechliche Folterungen (Auspeitschungen, Brandmarkungen) und schließlich ihren eigenen Tod (durch ironischerweise quasi

göttlichen Blitzschlag) auf sich nimmt um ihre Ideale und vor allem ihren Glauben nicht zu verraten, wird von Unglück und Ungerechtigkeit verfolgt. Sie wird bei Sade zum Sinnbild des irrationalen Mythos im Glauben stilisiert und dient somit als Metapher des prä-aufgeklärten Menschen, der in Heilsversprechen jenseits der gegenständlich vorfindbaren – eben jenseits der empirisch zugänglichen – Welt verhaftet bleibt.

Juliette als die bereits in Jugendtagen zutiefst verdorbene, sadistische, mordende, brandschatzende, raubende und jedwede Normen zerschmetternde Schwester führt hingegen ein Leben in Saus und Braus, erlangt unsäglichen Reichtum und ist am Ende die Glückliche – bzw. auch die Lebende. Sie wird als intelligente, rein rational (im Sinne des Eigenwohls) handelnde und gefühlscalte – abseits ihres Lustempfindens in der Grausamkeit – Philosophin und somit als Justine diametral entgegengesetzte Metapher der reinen Vernunft – als Aufgeklärte – dargestellt. Sie denkt, fühlt und handelt einzig und allein im Sinne der Maxime der (vermeintlichen) Vernunft und lehnt in ihrem hedonistischen Streben jedwede übersinnliche, transzendente Erscheinungen und Erklärungen massiv ab. So ist es auch sie, die die bürgerliche Welt verachtend danach trachtet, die „Zivilisation mit ihren eigenen Waffen zu schlagen“ (Adorno, 2010, S.102). Alles das sich ihrem direkten Erfahrungshorizont – der reinen Empirie – entzieht und nicht zu ihrer Liebe zu System, Konsequenz und der strikten Anwendung des rein rationalen Denkens passt, wird marginalisiert, lächerlich gemacht und mit grausamster Wonne ausgelöscht. Sinnbildlich für den Menschen, der/die seine/ihre eigene Gesetzgebung schafft, steht die gegenwartsorientierte Juliette die über sich selbst in jedweder Form gebieten kann und einzig den gegenwärtigen Augenblick beachtet. Ihr diametral gegenüber steht Justine als paradigmatisches Beispiel einer stets bereuenden und fürchtenden Christin, die in bloßer Reflexion ihrer Sünden und der Antizipation einer zu erwartenden (göttlichen) Strafe ausharrt und dabei den gelebten Augenblick nur im Leiden erfahren kann. Sie klammert sich ob dieser Persönlichkeitsstruktur vergleichbar mit dem Marx'schen „Schrei der bedrängten Kreatur“ an eine Welt außerhalb der ihren, die Ausgleich ihrer erlittenen Qualen im Surrogat einer besseren zukünftigen Existenz verspricht. Diese antizipierte Zukunft verleiht ihr die Kraft ihrem (fremdbestimmt auferlegten) Schicksal mit Demut und ohne einen Funken Groll

entgegenzutreten, was durchaus Parallelen zur biblischen Geschichte des Hiob¹³ erkennen lässt. Um die Marx-Analogie aufrecht zu erhalten könnte wahrscheinlich durchaus im Sinne Sades etwas zynisch angemerkt werden, dass Justine's Opium – bei Marx das „Opium für das Volk“ in der Religion – bei Betrachtung ihres theatralisch-grausamen Todes durch die Hand Gottes gänzlich die Wirkung verfehlt hat¹⁴. Die in ihr brennende Hoffnung auf eine bessere Zukunft und der tiefe Glaube an selbige wird durch die in allen Bereichen triumphierende Juliette – und somit das „aufgeklärt“-empirische Denken – in Verbindung mit einem bösen Gott geradezu im Lächerlichen verneint.

Sade's Werk bringt schließlich die aufklärerische Maxime – der Benutzung des eigenen Verstandes ohne Leitung eines anderen – in ihrer reinsten Form ans Tageslicht. Er identifiziert dabei bei Offenlegung der inhärenten Metaphorik die eigentliche Dynamik einer verklärten Aufklärung, der es mitnichten um Emanzipation, Selbstbestimmung und der Erweiterung des Blicks geht, sondern die im Kleid dieser Implikationen nach radikaler Selbsterhöhung bzw. reinsten Egoismus und schlussendlich Herrschaft, Kontrolle und Unmündigmachung durchaus in der puren Logik der Ratio – und in der Radikalität von Sade sogar nach purem Despotismus – trachtet (vgl. Adorno, 2010, S.93).

Der bei Kant als vermeintlich autonomes Vernunftwesen charakterisierte Mensch ist anthropologisch gesehen ein reflektierendes und vorausdenkendes Wesen, welches die Fähigkeit der unmittelbaren Erkenntnis seines/ihrer Willens besitzt. Sein/Ihr Wille wird ihm/ihr durch die Fähigkeit zu denken gedanklich-gegenständlich bewusst und erhebt sich in der praktischen Vernunft über den rein empirischen Charakter und seine Abhängigkeit von der Außenwelt. Der Mensch – so wird postuliert – wäre frei in seiner/ihrer Entscheidung sein/ihr jeweiliges Handeln nach sittlichen Grundsätzen auszurichten. Das „moralische Gesetz in mir“ (Kant, 2011A, S.206) affiziert neben dem bestirnten Himmel – der naturwissenschaftlichen Fakten-Welt – Bewunderung

¹³ Hiob wird Justine gleich mit unsäglichem Leid konfrontiert welches ihm analog zu einer „Wette“ zwischen Gott und dem Satan von zweitem aufgelegt wird um die Unbezwingbarkeit seines Glaubens auf die Probe zu stellen. Schlussendlich triumphiert Gott und Hiob wird – ganz entgegen der letztlich grausamsten Bestrafung der Justine durch den Gott dem sie ihr gesamtes Leben gewidmet hat – mit Glück figurativ geradezu überschüttet.

¹⁴ Gott ist bei Sade im Vergleich zu Nietzsche mitnichten tot: Er verursacht Tod und Leid sogar, was einer Vorwegnahme bei gleichzeitig drastischer Zuspitzung des Nietzscheanischen „Leitspruches“ – als Gott ist der Tod – entspräche.

und veranlasst das Gemüt gar mit immer neuer Ehrfurcht über selbiges zu staunen. Dieses wundersame Staunen scheint ob der zumindest noch in letzten Residuen existierenden moralischen Maxime, die noch nicht in der puren Ratio verloren gegangen ist, auch durchaus angebracht zu sein, denn die (idealistischen) Morallehren der Aufklärer – und dabei vor allem Kant – zeugen von dem „hoffnungslosen Streben, an Stelle der geschwächten Religion einen intellektuellen Grund dafür zu finden, in der Gesellschaft auszuhalten, wenn das Interesse versagt“ (Adorno, 2010, S.92), wobei diese Lehren selbiger Philosophen „propagandistisch und sentimental“ (ebd., S.92f) klingen müssen, sodass der Glaube – und nichts weiter als der doch so vehement abgelehnte pure Glaube wäre dies – an eine moralische Maxime, die aus der Achtung vor der bloßen Form des Gesetzes erwächst, geradewegs idealistisch-abergläubisch und eigentlich närrisch erscheinen müsse. Man vermag im Rahmen der Fähigkeiten zu denken durchaus zur Einsicht über die moralische Verwerflichkeit diverser Handlungen gelangen, doch wäre dies mitnichten Garant dafür, die eigene Handlung ausgehend davon in irgendeiner Form zu korrigieren. Per se logisch erscheint nicht das vermeintlich „Gute“ – aber auch nicht automatisch das „Schlechte“ – sondern beide Pole verschwimmen im Streben nach Nützlichkeit des sich selbst erhaltenwollenden und erhöhenden Ichs. Die Unterscheidung zwischen „gut“ und „schlecht“ verweist auf das Reich der Metaphysik, auf Prinzipien und Mentalitäten, die häufig einer rationalen Nützlichkeit diametral entgegenstehen und gegen diese rebellieren. Es ist dies der Ausdruck einer absolut gesetzten Vernunft, die vermeintlich über eine Sphäre gebieten und herrschen könne, derer sie dadurch auch habhaft werden möchte: Die Vernunft entfremdet sich von Körper und Trieb insofern, als dass sie sie zu übersteigen und ihrer selbst gefügig zu machen gedenkt.

„Da sie [die Vernunft; C.J.] inhaltliche Ziele als Macht der Natur über den Geist, als Beeinträchtigung ihrer Selbstgesetzgebung entlarvt, steht sie, formal wie sie ist, jedem natürlichen Interesse zur Verfügung“ (ebd. S. 94). Vernunft ist inhaltlich betrachtet gänzlich ziellos bzw. grundsätzlich jedweden Ziele neutral gestimmt, sofern besagtes Ziel nur rational/logisch erreichbar wäre und deshalb eignet sich die Ratio auch zur Festigung von Macht und Herrschaft. So äußert sich beispielsweise der Fürst von Francavilla in Sade's Juliette trotz (oder gerade wegen) seines Machtstrebens äußerst positiv gegenüber aufklärerischen Tendenzen: „[...] Nehmt dem Volk, das ihr unterjochen wollt, seinen Gott und demoralisiert es; solange es

keinen anderen Gott als euch anbetet [...] werdet ihr immer sein Herr bleiben [...]" (Adorno, 2010, S.96 zit. nach: De Sade, 1797, S.324).

Aufklärung richtet sich – so könnte man schließend postulieren – also gewissermaßen nur gegen irrational bestimmte Herrschaft, allerdings aufgrund der eigenen Notwendigkeit zur Kontrolle des Körpers nicht gegen *die* Herrschaft per se, sofern diese der Erreichung rationaler – und diese müssen mitnichten „gut“ sein – Ziele dienlich wäre. Inwiefern nebst allem verklärtem Aufklärungsstreben die konstruierte und nicht als Prinzip existente Moral als Verbündeter mit der Verklärung Hand in Hand geht, wird im folgenden Kapitel anhand der radikalen Moralkritik Nietzsches, in Anknüpfung und Erweiterung der dazu angestellten Überlegungen Adornos in der „Dialektik der Aufklärung“, dargestellt.

Macht und Moral bei Nietzsche

Nietzsche identifiziert in seiner „Genealogie der Moral“ das (rationale) Streben nach Macht als eine Triebfeder des (aufgeklärten) Menschen und stellt einer sg. „Herrenmoral“ – also dem Moralsystem der Herrschenden – die sg. „Sklavenmoral“ – das Moralsystem der Beherrschten – entgegen.

Nach Nietzsche ist die Herrenmoral durch das Gegensatzpaar gut und schlecht (also zweckmäßig versus unzweckmäßig im Sinne der rationalen Aufklärung) bestimmt. Im Gegensatz dazu kennt die Sklavenmoral das Gegensatzpaar gut und böse, was auf die unterdrückte Ebene des Mythos und des Triebs, als von der vermeintlichen Ratio beherrschte, verweist. Somit sei der „Gute“ im Sinne der Sklavenmoral gutmütig, leicht zu betrügen und ein bisschen dumm und weiters würden sich bei Überhang der Sklavenmoral die Wörter „gut“ und „dumm“ einander (vgl. Nietzsche, 1988, S.23ff) annähern. Ähnlich wie Sade exemplifiziert Nietzsche die zweckmäßige, pure Ratio der „Aufklärung“ als eine herrschende und stellt ihr die mythische Sklavenmoral der Schwachen, die ihre Schwäche u.a. aus „gutem“ – also an vermeintlich irrationalen aber durchaus kalkulierten Werten ausgerichtetem Handeln – schöpfen gegenüber.

So schreibt er: *„Arm fröhlich und Sklave! - das ist auch möglich - und ich wüßte den Arbeitern der Fabriksklaverei nichts Besseres zu sagen: gesetzt, sie empfinden es nicht überhaupt als Schande, dergestalt wie es geschieht, als Schrauben einer Maschine und gleichsam als Lückenbüßer der menschlichen Erfindungskunst*

verbraucht zu werden!...Pfui sich aufreden zu lassen, durch eine Steigerung der Unpersönlichkeit, innerhalb des maschinenhaften Getriebes einer neuen Gesellschaft, könne die Schande der Sklaverei zur Tugend gemacht werden!“ – (Nietzsche, 2011, S.125). Konsequent bedient sich Nietzsche seines eigenen Vokabulars und deutet die mit Wonne praktizierte (Selbst-)Verausgabung der „Ware“ Mensch nicht etwa als „schlecht“ im Sinne einer Moral, sondern geradezu als schandhaft wider die Natur des Menschen und als Ausdruck einer Verstümmelung des menschlichen Geistes. Nur eine winzig kleine Schraube im beständig heiter mahlenden Getriebe des Fortschritts der Masse zu sein und dabei zu allem Überfluss noch als moralisch „gut“ zu gelten illustriert das aufgeklärt verklärte Menschenbild, das eine Unterdrückung der eigenen innersten Triebe und Wünsche unter einen kollektiven Willen zur höchsten moralischen Maxime erklärt. Die von Kant im kategorischen Imperativ angestoßene ausdrücklich geforderte Maxime einer Selbstgesetzgebung als Basis einer allgemeinen Rechtsprechung wird ins Gegenteil verkehrt, indem der allgemeine Wille den eigenen – jeweils individuellen – Willen zu beugen und vermeintlich kollektiv-rational zu ersetzen habe.

Die Sklavenmoral ist es, die eine Selbstbetrügerei welche „Schwäche selbst als Freiheit, ihr So- und So-sein als Verdienst auszulegen“ (Nietzsche, 1988, S.36) erlaubte, als von außen herangetragene quasi anthropologische Grundkonstante zu festigen trachtete und ein stetes „Knien“ vor den Herren schlussendlich zur guten Regel erhob – das eigentlich Verwerfliche, die Schwäche wurde zum Verdienst umgelogen, umgedeutet, konterkariert. Die so entstehenden und von der Aufklärung stets antizipierten Identitäten haben sich an ihre Schwäche – der Unmöglichkeit sich selbst im Angesichte ihrer tatsächlichen Natur zu begreifen – nicht nur gewöhnt und sind bereit sie stoisch einem Sisyphos gleich in routinierten Bahnen zu tragen. Solche Identitäten wären nach wie vor gefährlich und in ihrem Kern unberechenbar, denn hier ein Schlag, dort ein Tritt zu viel, eine etwas zu große Last auf den Schultern des Esels Mensch und schon könnte er/sie seinem/ihrem Schicksal die Demut vor selbigem entziehen und die ursprünglich unberechenbare Bestie erneut zum Leben erwecken. Doch was könnte diese zum Denken und Reflektieren befähigte (und ferner dazu gezwungene) Bestie besser in Schach halten, als ein tief in ihr gärender Glaube an ein Reich außerhalb seiner/ihrer Selbst? Einer Welt unweit von dieser, in der jeder/jede belohnt werden würde der im Irdischen den Instinkt „der Selbsterhaltung [...] in dem jede Lüge sich zu heiligen pflegt“ (ebd., S.36)

internalisiert habe. Die kalkulierende Vernunft solle stets eine Subtraktion der „Sünden“ von den „Tugenden“ durchführen und natürlich sollte daraus eine positive Differenz resultieren – der Minuend des Guten müsse stets den Subtrahend des Schlechten überragen, sodass der Weg in das Himmelreich geebnet werden könnte. Egal wie übel das Leben spielen würde, stets bliebe die Hoffnung auf einen Gott bestehen, der alle Sünden verzeiht solange man sich nur allem unterwirft und seiner Natur abschwört, denn Natur – Unbedachtes, Unkalkuliertes, Spontanes – wird zum sündhaften Feind gemacht, der den in Verdammnis führenden Subtrahend stets potenziert. Die Verdammnis der Zivilisation im eigentlichen Leben bleibt dabei verschleiert und schlimmer noch, sie verleibt sich die Sphäre des Guten ein, sodass vermeintliche Werte in der Umkehrung von Schwäche geschaffen werden.

Eine Geringschätzung der eigenen Person wird plötzlich zur „Bescheidenheit“, das fremd-auferlegte „Warten-Müssen“ auf die Erlösung im Jenseits gilt als „Geduld“, die Unfähigkeit sich an Unterdrückern zu rächen wird in der „Verzeihung“ pervertiert, kurz: die Schwäche wird zur Stärke erhoben (vgl. ebd., S.37), was in dem berühmten Satz Nietzsches „Alle guten Dinge waren ehemals schlimme Dinge; aus jeder Erbsünde ist eine Erbtugend geworden.“ (ebd., S.111) in seiner vollen Tragweite kulminiert. Doch auch die Schwachen, die Sklaven/Sklavinnen sind mitnichten frei von Despotismus, der zweierlei Gesichter hat: Zum einen die fremd-auferlegte Zerstörung und Perforation des eigenen Willens durch ein kollektives Ziel und – nicht minder grausam – durch ihren eigenen Hang zum Herrschen und Beherrschen nicht über sich selbst sondern über andere, was darin zum Ausdruck kommt und die eigene Pseudo-Moral bloßstellt, dass im Göttlichen auch ihr Reich kommen solle, dass auch sie einmal herrschen würden und mächtig über allen anderen stehen könnten.

Die Herrenmoral hingegen, die zwar auch auf eine bestimmte Form der Herrschaft verweist aber allerdings gänzlich andere Ziele verfolgt, ist in ihrer ursprünglichen Form der Ausdruck einer Selbst-Ermächtigung im Streben nach dieser, sodass der „Wille zur Macht“ nicht zu einer Unterdrückung der Ohnmächtigen führen müsse, sondern auf einen individuellen Prozess der Stärkung und Hervorbringung des eigentlichen Ich verweist. Herrschaft erscheint in diesem Zusammenhang nicht als zielgerichtete Unterdrückung der nicht-Herrschenden, sondern vertrat als Einspruch gegen die Zivilisation „verkehrt die Unterdrückten: der Haß gegen die verkümmerten

Instinkte denunziert objektiv die wahre Natur der Zuchtmeister, die an ihren Opfern nur zum Vorschein kommt“ (Adorno, 2010, S.108).

Das bei oberflächlicher Betrachtung paradox anmutenden Bild der Herrschenden und Mächtigen als „natürlicher“ Vertreter der Gattung Mensch, die ihre Instinkte noch nicht verloren hat und nach Selbsterweiterung und Erhöhung im antizipierten Übermensch strebt, erscheint dem gegenwärtigen Geiste nur allzu suspekt und verdächtig. Dies gründet in einer Mentalitätskonstruktion die es der Sklavenmoral ermöglichte als die gängige und „gute“ in Erscheinung zu treten, sodass nicht die Ausschöpfung der eigenen Möglichkeiten, sondern die generelle Negation der Selbstermächtigung und Herrschaft (auch und vor allem über und im Sinne von sich selbst) den Pranger der Schwachen gegen die Starken bereitete. Die Sklavenmoral ist niemals schaffend, vorangehend, utopisch – sie benötigt stets einen Widerpart, den sie zum „schlechten“ Bezugspunkt der eigenen Logik stilisieren kann um sich ausgehend davon in reinem Rekurs selbst zu schaffen. Die Herrenmoral erschafft aus sich heraus indem sie individuell ermächtigt und der tatsächlichen Maxime des eigenen Willens – nicht in der Negation eines „Feindes“ sondern in der puren Natürlichkeit des eigenen Triebes und der eigenen Natur – entsprechen kann. Zentral herauszustreichen ist dabei die individuelle Komponente, denn in kollektiver Form, „als Großmacht aber und Staatsreligion verschreibt sich die Herrenmoral vollends den zivilisatorischen powers that be [...] und allem, wogegen sie einmal stand“ (Adorno, 2010, S.108) und konterkariert sich dabei selbst in einer quasi „unnatürlichen“ Herrschaft der Vielen über alle.

Beide Formen verklärter Moralsysteme lassen sich gegenwärtig identifizieren, denn zum einen ist der/die gemeine Bewohner/Bewohnerin der westlichen Hemisphäre ein Geisteskind der christlichen Sklavenmoral und zum anderen wurde durch vermeintliche Aufklärungstendenzen die von Adorno beschriebene kollektive Form der Herrenmoral absolut gesetzt, sodass sie sich als umgekehrte Sklavenmoral im individualistischen Kleid der Postmoderne bloß tarnt. Diese kollektive Herrenmoral schöpft ihre Kraft im Versuch die eigentlichen Implikationen umzukehren gänzlich aus dem Kampf gegen alles, das sich dem Zugriff der kontrollierenden und beherrschenden Ratio entziehen würde. Be-herrschend ist somit in diesem Sinne entgegen dem Herrschen über sich selbst im Sinne von sich selbst – und ausschließlich sich selbst – zu verstehen und bringt die verkehrt-grausame Herrenmoral der Masse zum Vorschein, die das Individuum und mit ihm das

schlechthin Individuelle als irrationalen Feind brandmarkt. Es kommt zu einer Rationalisierung des körperlichen Triebs, die bspw. die rationalistische Liebe anstelle irrationaler Leidenschaft setzt und Herz als Schwäche des Geistes propagiert.

In diese Kerbe schlägt in der Umkehrung von Nietzsche auch Adorno, indem er den Hass der Frauen oder Juden entgegengebracht wird als einen Hass gegenüber den Nicht-Herrschenden darstellt der sich daraus speist, dass die Unterdrückten im ständigen Verdacht stünden, quasi „natürlicher“ und individueller sein zu können als es die rational-Herrschenden wären. Gehasst werden also nicht mehr die Herrschenden, sondern jene, denen kein Zugang zur Herrschaft erlaubt wurde und die sich dadurch nicht in der reinen Pflichterfüllung üben würden und auch nicht können. Eine Sklavenmoral die zur Herrenmoral erkoren wurde, allübergreifend und beständig nach Opfern sucht, festigt einen Teufelskreis aus dem es scheinbar kein Entrinnen gibt: Weil sie nicht herrschen werden sie gehasst und weil sie gehasst werden dürfen sie nicht herrschen.

Laut Nietzsche gäbe es nur einen Ausweg aus dieser Sklaverei, die sich doch tatsächlich Aufklärung schimpft und dieser Ausweg liegt in einer Art Umwendung zurück zu einer Hingabe an die Natur die im Genuss entsteht. Aber auch der Genuss birgt natürlich die Gefahr zum „Bösen“ zu führen, so wie auch Juliette Genuss am Leid ihrer Opfer empfindet. Der Genuss selbst wird nämlich in der und durch die „Aufklärung“ penetriert, da er wie alle Leidenschaften – die auch einen möglichen Trotz oder Aufstand gegen die Verhältnisse einschließen würden – als etwas Mythisches, Irrationales gebrandmarkt und somit dem Geist untergeordnet wird. Doch wie entflieht man nun der Sklaverei? Indem man lt. Nietzsche dem Vernichtungswillen wider die Lockungen der Natur und somit der Zivilisation durch Individualisierung bzw. selbst-Ermächtigung entrinnt. Der „Übermensch“ erhebt sich wie in „Also sprach Zarathustra“ über den Menschen insofern, dass er ihn in sich aufnehmen könne ohne selbst, verglichen mit einem schmutzigen Strom der ins große Meer fließt, verunreinigt zu werden. Er – der „Übermensch“ – ist es, der sich nicht von fremden Mächten zu einem Gesetz beugen ließe, sondern durch Selbstgesetzgebung seine spezifische – in Rekurs auf Kant – „Maxime seines Handelns“ durchsetzen würde. Doch auch dieser Vergleich ist – wie Adorno und auch Nietzsche selbst aufzeigen – mit Vorsicht und Ironie zu genießen, da diese

Selbstgesetzgebung im Grunde der „Aufklärung“ so sehr ähnlich wäre, als dass sie ein gemeinsamer Despotismus verbinden würde, denn beide Prinzipien „zielen auf die Unabhängigkeit von äußeren Mächten, auf die als Wesen der Aufklärung bestimmte unbedingte Mündigkeit“ (Adorno, 2010, S.123) und somit auf Herrschaft.

Kunst / Kultur / Öffentlichkeit

Inwiefern die Systeme der Kunst/Kultur/Öffentlichkeit und die Sprache der Aufklärung und Herrschaft zuträglich wären – bzw. zuträglich gemacht wurden – skizziert Adorno in den letzten Kapiteln der „Dialektik der Aufklärung“.

Kunst, Kultur und Öffentlichkeit im Sinne von u.a. medialer Vermittlung werden der Ökonomie im Sinne einer reinen Geschäftsideologie ausgeliefert, der es um Manipulation und explizit nicht um Nachfragebefriedigung (so wie propagandistisch behauptet wird), die ein ermächtigendes Moment der BetrachterInnen/ZuseherInnen/HörerInnen erfordern würde, geht. Für die Konsumenten – und schon die Bezeichnung impliziert das einzig Relevante – wird die Illusion einer Wahlmöglichkeit des in Wahrheit Immergleichen und der totalen Durchdringung Zuträglichen suggeriert.

Jedwede Äußerung, alle Bilder und Darstellungen sind minutiös durchgeplant und handeln rein von der Darstellung der Empirie um bloß keine Denkräume offen zu lassen. So kommt es zu einer „Verdopplung der Welt in der Kulturindustrie“, die den Unterdrückten ihr Schicksal am Fernsehbild immer und immer wieder vor Augen führt – der Fabrikarbeiter sieht die schuftenden Massen, der unterdrückten Frau werden geknechtete Frauen präsentiert, der Jude wird als „Parasit“ dargestellt usw. – sodass der Denkraum einer möglichen Alternative vollends zerstört wird und die „Aufklärung“ zu ihrem Ziel gelangt, der Beherrschung des Unbeherrschbaren (vgl. Adorno, 2010, S.146ff). Die Filmfiguren erhalten Prügel, damit sich der/die Unglückliche gefälligst an seine/ihre eigenen Prügel gewöhnt. In einer alle Schichten durchdringenden grundsätzlichen Akzeptanz des Marktprinzips, das vermeintlich alles zu regeln wüsste, wird nur allzu gerne vergessen, dass die unsichtbare Hand zugleich nicht bloß ausführendes Organ, sondern auch direkt mit dem Zentrum verbunden ist. So sind das Programm des Fernsehens, die Zeilen der Zeitungen und der Inhalt der Webseiten nicht der bloße Spiegel der Konsumierenden, die sich in eben jenem Angebot in ihrer Nachfrage befriedigt sehen, sondern immer auch wechselseitig

Produzierende der beiden Teile. Man könnte also zu der Behauptung kommen, dass im Bereich der Massenmedien das Angebot die Nachfrage regeln würde bzw. durchaus in gewisse Bahnen lenken könnte und somit den feuchten Traum jedweder marktförmig orientierter Produzenten/Produzentinnen Realität werden sehen. Kommt man auf die Metapher der „unsichtbaren Hand“ von vorhin zurück, wird nun deutlich, was mit dem Zentrum und dem ausführenden Organ gemeint sei. Suggestiert wird ein aktives Moment des Gehirns (des Zentrums), das die Hand stets frei zu steuern vermag und somit eine Art der Kontrolle über sich selbst bzw. der mit sich selbst in Verbindung stehenden Umwelt ausübt, die es (das Gehirn) zu aktiven Entscheidungen befähigt. Jedoch sei an dieser Stelle die Wechselwirkung besonders erwähnt, da in der gegenwärtigen Ausgestaltung des massenmedialen Programmes die Dominanz des Produktes über die Konsumenten und Konsumentinnen nur allzu deutlich wird. In nebulöse Gewohnheit getaucht scheint sich der Kopf in reinster passiver Rezeptionsleistung zu üben, die zum Maßgeblichen des Geschmacks wird. Suggestiert wird eine Quote, die nun eben jenem (vermeintlichen) (Massen-)Geschmack entspreche und somit ein Programm – eine Politik des zu Sehenden, Lesenden, Hörenden – legitimiere. Bewusst vergessen wird dabei die Rolle die dieses Programm im wahrsten Sinne des Wortes spielt, denn ein medialer Eindruck wirkt – sofern er dementsprechend aufbereitet wurde – eindringlich und oftmals auch erdrückend auf die beeindruckten Massen. Programm wird zur Quelle der Nachfrage nach dem immer selben Programm und bringt somit sich und mit sich die Konsumierenden selbst hervor. Eine Ware die sich ihre eigene Nachfrage, ihr eigenes Publikum ständig immer und immer wieder selbst erzeugt. Eine Möglichkeit auf den Geschmack des Publikums, der Massen direkt Einfluss auszuüben. Das erste ist der angesprochene feuchte Traum des/der Medienschaffenden und zweiteres die unmündig-machende Realität – beides zusammen markiert die Perfidität des Systems der massenmedialen Öffentlichkeit, das im strengsten Sinne ein offenes Licht auf so vieles und manches zu werfen hätte und die trübe Linse doch stets nur auf das Gleiche richtet.

Im „Amusement“ des Fernsehprogrammes wird versucht dem Arbeitsalltag zu enttrinnen, abzuschalten (was angesichts der Maschinenanalogie des Wortes paradox und verdächtig erscheinen sollte) und Mußestunden zu genießen. Doch selbst dieses kleine Vergnügen wird von der Aufklärung verächtlich beäugt, gilt es

doch auch die Wohnzimmer zu infiltrieren und Produktionslogik omnipräsent zu machen. Somit führt dieses „Amusement“ die Konsumenten (eine weitere offensichtlich positivistische Wortschöpfung) nur noch weiter ins Verderben, da keine neuen Sphären des Denkens aufgestoßen werden sondern das „aufgeklärte“, rationalistisch-positivistische Denken nur noch tiefer und mit Wonne selbst in die Köpfe gehämmert werden kann. Dazu schreibt Adorno: „Das Vergnügen befördert die Resignation, die sich in ihm vergessen will“ (Adorno, 2010, S.150). Amusement also intendiert in Wahrheit Flucht, allerdings nicht wie man meinen würde die Flucht vor schlechter Realität (die natürlich per se existiert), nein, Flucht vor Widerstand und weitere Affirmation der Stereotypie. In diesem Sinne verkommt auch – wie bereits an einigen Begriffen bzw. Begriffskonstruktionen exemplarisch darzustellen versucht wurde – die Sprache zur reinen „Bezeichnung ohne Bedeutung“, die durch eine wie sie Adorno nennt „Rationalisierung des Wortes“ austauschbar gemacht wird. Worte tragen eigene Erfahrungen ab, Wortbedeutung wird kontrollierbar gemacht und die Sprache selbst dadurch zu einer beschränkenden Macht – zu einer totalitären Sprache.

Eine solche grundsätzliche Vermischung von Bezeichnung und Bedeutung, in der bloße Bezeichnung ohne jedwede Bedeutung gepflegt wird führt gepaart mit bloß kollektiv möglichen – im steten Mitschwingen der vorgegebenen Pseudo-Bedeutung – Äußerungen zur Degeneration der Gedanken, zur Eliminierung von Sprache hin zur bloßen Unmündigkeit in einer zwar wortreichen, aber bedeutungsarmen Ausdrucksweise. Sprache bedeutet in ihrer ursprünglichsten Form eine Möglichkeit zum Ausdruck individueller wie allgemeiner Befindlichkeiten, Formulierung von Gedanken, Bezeichnung von Sachverhalten etc. um diese Eindrücke (auf das Selbst Wirkendes) als Ausdrücke (sprachlich codierte Eindrücke) weiterzuvermitteln. Das entscheidende Problem dabei ist, dass genau dieses Individuelle, das in jeder sprachlichen Äußerung mitschwingt – der Eindruck – rationalisiert und auf einen gemeinsamen Nenner gebracht wird. Grundsätzlich erfolgt dies bereits durch eine wie auch immer nach den Regeln von Syntax und Semantik strukturierten – und innerhalb der Gruppe jener Sprache mächtigen Menschen verständlichen – Codierung in bekannte und einer Konvention entsprechenden Lautzeichen. Diese Codierung in bekannte Lautzeichen, der daraus resultierenden Entwicklung eines Alphabets, der Möglichkeiten der schriftlichen Aufzeichnung usw. verdankt die

Menschheitsgeschichte neben anderen Faktoren ihren Erfolg im Kontinuum des evolutionären Entstehens und Vergehens. Wie nun Austin und Butler bereits an mehrfacher Stelle illustrierten¹⁵, steht Sprache als ein performativer Akt in einer besonderen Beziehung zu dem/der Bezeichneten insofern, als dass sie ein Abstraktes des/der Bezeichneten in Form von z.B. Strukturkategorien – die wiederum erschaffen wurden oder werden – schafft. Sprache schafft also Realität bzw. Bedeutung und diese Art der Bedeutung, die stets in Anknüpfung an historische Linien und im Kollektiv (durch Sozialisation, Erziehung etc.) entwickelt wird, enthält dabei stets ein je verschiedenes und individuelles Moment der spezifisch anschaulichen Vorstellung.

Zieht man das klassische Beispiel des Baumes heran, so erscheinen in der Gedankenwelt von 100 Menschen voraussichtlich 100 verschiedene Bäume, die sich in Größe, Struktur, Beschaffenheit, Blattaufbau, Astdicke etc. unterscheiden und dennoch auf die eine selbe Kategorie „Baum“ referenzieren, sodass von und über Bäume(n) kommuniziert werden kann und dabei das Selbe im Unterschiedlichen gemeint wird.

Dieser Besonderheit der je individuellen Vorstellung, die trotz aller Übereinstimmung mit sprachlich-kulturellen Konventionen einer gewissen unkontrollierbaren Eigendynamik nicht entbehrt und Potentiale birgt, begegnet die Rationalisierungs- und Kontrolltendenz der Aufklärung sehr verächtlich, könnte sie doch zu scheinbar irrationalen Momenten des Kontrollverlustes über eben jene Vorstellungen führen. Es soll demnach nicht mehr Millionen von Vorstellungen über „einen Baum“ geben, sondern nur noch *den* einen Baum, sodass wiederum Möglichkeitsräume – denen stets ein Denk- bzw. Vorstellungsraum voran geht – geschlossen werden können. Hier allerdings in noch viel eindringlicherer und tiefer liegender Form als im System der Massenmedien da nicht bloß die Weltbetrachtung, sondern eigentlich die Welt an sich verändert und rationalisiert wird – das „Ding an sich“ hört somit gewissermaßen zu existieren auf und wird zum (gemachten) „Ding an uns“ das Individuelles/Spezielles in Absolutsetzung des Allgemeinen ausklammert und bekämpft.

¹⁵ Vgl. dazu bspw.: Butler, Judith (1998): *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Berlin. oder: Austin, John (1972): *Zur Theorie der Sprechakte*. Stuttgart.

Dass ein Baum ein Baum sei, wird durch Sozialisation und dementsprechender Anschauung vermittelt und ähnlich verhält es sich mit weitaus umfassenderen Konzepten wie „Glück“, „Freude“, „Schönheit“ etc. die neben den an sich allgemeinen Implikationen um persönliche Aspekte bereichert und erweitert das wahre Wesen der ansonsten eher leeren Begriffshüllen im jeweiligen Selbst konstituierbar und auch veränderbar werden lassen. Eine ent-individualisierte Sprache – die Sprache der Aufklärung – hingegen stellt das einheitliche Konzept über jeden speziellen Bedeutungsgehalt und ruft die subjektive Sinnkonstruktion als irrationalen Feind der alleserstickenen Ratio aus. So wird diese zugerichtete und beherrschte Sprache zur deutlichsten Insignie der fremdverschuldeten Unmündigkeit und zum Ursprung einer Verselbständigungstendenz selbiger, da diese Form von Sprache auch vor ihren UrheberInnen keinen Halt macht und deren Denkräume parallel zu jenen der anderen minimiert.

Verselbständigte Unmündigkeit

„Das Instrument, mit dem das Bürgertum zur Macht gekommen war, Entfesselung der Kräfte, allgemeine Freiheit, Selbstbestimmung, kurz, die Aufklärung wandte sich gegen das Bürgertum, sobald es als System der Herrschaft zur Unterdrückung gezwungen war. Aufklärung macht ihrem Prinzip nach selbst vor dem Minimum an Glauben nicht halt, ohne das die bürgerliche Welt nicht existieren kann.“

– Theodor W. Adorno –

Unmündigkeit als Ausdruck des „Dunkels des gelebten Augenblicks“

Wie die Kapitelüberschrift bereits verrät, wird an dieser Stelle auf die von Bloch durchaus plausibel dargestellte und als „Dunkel des gelebten Augenblicks“ (Bloch, 1985, S.334) bezeichnete Aporie rekurriert, da selbige geradezu prototypisch einer Verselbständigung der Unmündigkeit entspricht bzw. als Ausgangspunkt einer unmündig-*Werdung* verortet werden kann.

Nun gilt es zunächst im Sinne einer Nachvollziehbarkeit zu fragen, was denn einen gelebten Augenblick ausmachen würde und in aller Kürze könnte man ihm – dem Augenblick – die Faust’schen Worte „Verweile doch!“ in den Mund legen. Faust giert nach einer besonderen Form der Erfüllung, die ihm selbst unter teuflisch-fürsorglicher Führung kein weltlicher Genuss zu geben vermag, sodass er sich für dieses eine besondere Erleben sogar in Ketten schlagen ließe und anschließend in Wonne zugrunde gehen würde. Doch wonach dürstet es nun diesen Vertrockneten in der Wüste seines Willens? Der Wille als Ausdruck und Drang des Lebens impliziert bspw. bei Schopenhauer ein beständiges Streben (in vielfältiger Form) analog zum Wollen und beim Ausbleiben eines Wollens/Strebens bedingt der Wille umgekehrt die nicht minder schwere Langeweile – in der Diktion Schopenhauers ist er also elementare Grundlage allen Seins und besonders des omnipräsenten Leidens im Sein (Schopenhauer, 2009, S.244ff). Er manifestiert sich also beständig in der Antizipation neuer Quellen des auf sie gerichteten Strebens oder aber in der Langeweile auf Reflexion früherer Willensbestände um daraus wiederum zukünftige zu generieren. Der/Die Wollende erstrebt also einen gewissen Gegenstand seines Willens insofern, als dass er/sie die in der Zukunft zu findende Erfüllung antizipiert und entweder in dieser bloßen gedanklichen Antizipation – im Tagtraum, im

Schwärmen, etc. – verhaftet bleibt oder konkrete Handlungen in Richtung dieses Ziels setzt um besagten Willen in der puren Antizipation nicht nur zu betäuben, sondern ihm nachzugeben und ihn zu erfüllen. Schopenhauer zeigt nun eindrucksvoll auf, dass der Wille nach seiner Erfüllung oder schon gerade während seiner Erfüllung bereits auf ein Neues schielt und danach trachtet, dass auch dieses neue Willensziel erst antizipiert und dann erfüllt werde.

Anders aber doch in der Grundstruktur eng verwandt agiert die Langeweile mit dem Spielball – und eigenem Hervorbringer – Mensch, der/die selbst in einer (vlt. im Hypothetischen verorteten) Phase der Stille oder Schwäche des stets antreibenden Willens nicht zur Ruhe kommt und dieser vermeintlichen Ruhe von der Langeweile heimgesucht und geplagt wird. Langeweile, so könnte gesagt werden, ist die kurzzeitige Abwesenheit des Willens in der Präparation eines neuen Willens und in Erweiterung wird in dieser Arbeit der Entstehensquell in der Reflexion vermutet. Antizipation und Reflexion als Urfähigkeiten des Menschen lassen also einen Willen konkret und auf einen Gegenstand – der nicht per se ein Dingliches sein muss – gerichtet erscheinen und erlebte bzw. wiederholt begehrte Willensbefriedigung kann ebenso wie eine Verwehrung den gegenwärtig an der Zukunft orientierten Willen befeuern. Zum massiven Problem als Ausgangspunkt einer unmündig-*Werdung* wird diese skizzierte psychische Struktur, sobald sie sich geradewegs psychopathologisch nicht in der vielleicht schon angedachten Form einer gestörten Triebkontrolle¹⁶, sondern in der beständigen Rationalisierung des Willensziels – antizipativ wie reflexiv – äußerst und daher in weiterer Folge aus der Übernahme eines „fremden Willens“ unter der Maske des vermeintlich eigenen gründet.

Die Welt die als Empirisches und als erscheinendes Ziel des Willens an die Sinnesorgane des Menschen herantritt, kann schließlich zu keiner Zeit gänzlich erfahren und erlebt werden, da der Mensch Sinneseindrücke niemals im selben Moment des Geschehens verarbeiten, sondern immer nur antizipativ oder reflexiv bewältigen kann. Hier ist gerade der Rückbezug zum Bloch'schen „Dunkel des gelebten Augenblicks“ zu finden, da dieser eben das Dilemma des ständig

¹⁶ Im Falle einer in welcher Form auch immer gestörten Triebkontrolle wäre zumindest noch immer ein aus dem Individuum entstehender Trieb wirksam, der nach Befriedigung innerster Anlagen verlangt. Selbstverständlich ist es im Sinne eines Zusammenlebens von Menschen in Gesellschaften unverzichtbar eine gewisse Triebkontrolle – durch bspw. das Freud'sche „Über-Ich“ – auszuüben und zu forcieren, jedoch soll dahingehend mahnend angemerkt werden, dass jedwede Triebkontrolle moralischer Prinzipien bedarf, die wie im Zusammenhang mit Nietzsche gezeigt wurde, durchaus wandel- und auch unterwandelbar sind.

reflektierenden und antizipierenden Menschen zu fassen vermag, der wie Bloch selbst im Wortlaut konstatiert bei allen Zwängen der Vergangenheit und Zukunft letztendlich – wie Faust – nach einem bestimmten „letzte[n] Wille[n] [...] der(.) wahrhaft gegenwärtig zu sein“ (Bloch, 1985, S.15) scheint trachtet. Es gilt entgegen aller Bürden des Willens den augenblicklich gelebten Moment einzufangen und diesen aus dem sinnlichen Dunkel zu befreien. Der Augenblick will in all seinen Facetten erlebt, das „Dunkel des gelebten Augenblicks“ überwunden werden, sodass nicht mehr reflektiert und/oder antizipiert werden muss, sondern „nur“ noch in der sinnlichen Erfahrung des Jetzt gelebt werden darf.

Der postmoderne Mensch erträgt allerdings diese – man nenne sie zunächst eine hypothetische, aber per se mögliche¹⁷ – Stille im Bewusstsein nicht und giert beständig nach immer neuen, besseren, größeren Eindrücken wider die Langeweile – was in den Grundzügen auch der Schopenhauer'schen Diktion der Unerträglichkeit des Langweiligen entsprechen könnte – die heute omnipräsent durch Konsum bereitgestellt werden.

Durch das Erfordernis eines antizipierenden Bewusstseins kommt es zu einer Rationalisierung und Selbst-Habhaftmachung des Menschen der sich selbst in Anbetracht seiner Wünsche berechenbar machen muss um antizipieren zu können. So wird gewissermaßen einer anthropologischen Konstante der Postmoderne Rechnung getragen, die die existentielle Angst vor dem Stillstand, die so massiv charaktergebend für die Aufklärung gewesen war und ist, dauerhaft in das je individuelle Ich verlegt und dort festschreibt. Der postmoderne Mensch in Form eines Zukunfts- und Vergangenheitswesens erträgt fortan sowohl das Dunkel, als auch den tatsächlich gelebten Augenblick nicht und giert beständig nach Reflexion und/oder Antizipation, sodass er/sie niemals auch nur einen Moment der „Langeweile“ verspüre (bzw. verspüren darf) und omnipräsent Sinneseindrücke – Freuden wie Leid – wahrnehmen, reflektieren und antizipieren muss. Eine schier endlose Flut an Eindrücken steht repräsentativ für die Unmöglichkeit der ruhigen Kontemplation, denn jede verstreichende Sekunde böte doch an sich das Potential etwas erleben, (und vor allem) etwas verpassen zu können und sei es nur eine Kommunikation um der Kommunikation willen, wie sie die zahlreichen „social media“-Angebote im

¹⁷ Entlang der Frage einer grundsätzlichen Möglichkeit zur „Ruhe zu kommen“ denke man beispielsweise an gewisse Meditationstechniken oder – wie auch Schopenhauer intendiert – an die Flucht vor dem Willen in der kontemplativen Erfahrung eines Kunstwerkes verschiedener Art.

Internet bereitstellen. Konsum, Medien und omnipräsente Werbung verstellen die Sicht auf den gelebten Augenblick und werfen einen Vorhang über die erfahrbare Realität, einen Schein der das wahre Er-Scheinen konterkariert und verhindert. Das antizipierende Bewusstsein hat also sozusagen wie bereits im vorigen Kapitel dargestellt wurde im Konsum und „Amüsement des Fernsehprogrammes“ (vgl. Adorno, 2010, S.145) seinen Meister gefunden, wobei daneben auch das reflektierende Bewusstsein quasi grippal befallen wird.

Dies geschieht in den Grundzügen dadurch, dass dieses anthropologisch determinierte antizipierende und reflektierende Bewusstsein im Konsum aller Art seine einzige bzw. Hauptbefriedigungsquelle gefunden hat und somit nach nichts Höherem (im Geiste / der Kunst / der Gesellschaft et. al. bzw. vor allem in und aus sich selbst) mehr zu streben gewohnt ist, was natürlich als Ausdruck einer gewissen für den Geist letalen Unmündigkeit gedeutet werden muss. Ein Kauf wird antizipiert, eine dafür vorgesehene Geldsumme vorbereitet und gleich nach dem Kauf wird über selbigen reflektiert: Passt die Farbe des Schrankes zu meinen Fliesen? Ziert und umspielt der Rock meine Hüften? Hätte ich dasselbe Gut günstiger erwerben und einen höheren Profit machen können? Die Überlegungen erscheinen durchaus rational und sind es gerade auch, denn geschmackvolle Einrichtung verspricht Anerkennung der eigenen Stilsicherheit, ein passender Rock verheißt sexuellen „Profit“ und jener/jene, der/die einen günstigen Preis erhält, erscheint den Mitmenschen angesichts der „Geiz ist geil“-Attitüde im Lichte einer raffiniert-kalkulierenden Person und steigert sein/ihr soziales Kapital. Die Schreckensgestalt der unmündig-Werdung präsentiert dem Betrachter seine eigentliche Fratze in schillernd-glitzernder Schrift auf Häuserfassaden und in bestickten Logos auf hässlichen T-Shirts, die selbst in ihrer Untragbarkeit wie die verbotenen Götzen ganz im Interesse der Aufklärung bestaunt und bewundert werden. Auf der ebenen Erde des/der viel zitierten „kleinen Mannes“/„kleinen Frau“ und auch im ersten Stock des an Geldmitteln reichen Establishments verehrt man den absolut selben neuen „Gott“, der sich nur in seiner erscheinenden Gestalt unterscheidet.

Was auf der Strecke bleibt ist offensichtlich: Der gelebte Augenblick verschwimmt wieder vollends in Antizipation und Reflexion von in erster Linie Geldgeschäften und dort wo das Ich stehen sollte gerieren sich die Manifestationen der Gesellschaft.

Neben der Unmöglichkeit das „Ding an Sich“ zu erkennen, gesellt sich zusätzlich der verstellte Blick auf das von Nietzsche intendierte „Ding an Mich“, welches als kulturell indirekt aufgezwungenes „Ding an uns“ – mit seinen zahlreichen Manifestationen in Form von Sprache, Habitusformen, kulturellen Codes etc. – die individuelle Anschauung und Wahrnehmung erschwert und bis zu einem gewissen Grad unmöglich werden lässt. Der daraus entstehende Konflikt „zwischen dem öffentlichen Geist und der Erfahrung des Einzelnen ist durch die Umstände vorgebeugt“ (Adorno, 2010, S.91) und „die Sinne sind vom Begriffsapparat je schon bestimmt, bevor die Wahrnehmung erfolgt“, sodass der/die Einzelne die Welt nur noch bloß a priori „als den Stoff, aus dem er sie sich herstellt“ (ebd. S.91) sieht und demgemäß bloß als bereits Umgeformtes erkennen und für sich selbst daran anschließend formen kann.

Die Ursprünge dieser in gewisser Hinsicht defizitären Denkstruktur die im Antizipieren wie Reflektieren verhaftet bleibt und dabei die Gegenwart nicht zu fassen vermag, sind gesellschaftshistorisch darin zu suchen, was Nietzsche ein „Anzüchten“ eines Gedächtnisses im Tiere Mensch nennt (vgl. Nietzsche, 1988, S.46-51). Dieses Gedächtnis wird nötig gemacht um das „Erinnern“ gegenüber dem „Vergessen“ in einer Rolle als Superior in Stellung zu bringen, sodass der Mensch haftbar und verantwortlich seiner Taten gegenüber gemacht werden konnte und kann. Mittels des antizipierten Eintreffens einer Bestrafung – bzw. nach der Erfahrung einer erfolgten Bestrafung – im Falle des Vergessens, soll dem Vergessen Einhalt geboten und dem Erinnern zu übergeordneter Größe verholfen werden. Die Türen und Fenster des Bewusstseins (vgl. ebd., S.46) werden fortan nicht mehr geschlossen bzw. können nicht geschlossen werden, wobei das Vergessen als Reiniger des Geistes prinzipiell und aus Überzeugung verneint wird.

Ein kurzer, nur vager Blick – denn nicht mehr ließe sich ertragen – auf die bereits thematisierte Wissensgesellschaft offenbart eine Mentalität des alles kann, aber nichts muss mehr gewusst-Werdens. Gigantische Datenbanken des präparierten „Wissens“ übernehmen die Aufgabe des einstigen Denkens, sodass der Mensch sich endlich nur noch seiner Hauptbeschäftigung widmen könne: dem Erbringen von – und dies stellt geradezu den Lieblingsbegriff der Aufklärung ins Schaufenster – Leistung. Denken entspricht nun keiner Leistung, es wird zu einem mangelhaften Bewusstsein eines seltsamen Individuums degradiert, dem es einzig nur an

Selbstkontrolle und vor allem Disziplin mangeln würde, denn ansonsten würde es doch gar nicht „auf solche Gedanken kommen“ und weiter fleißig dem Maschinenmoloch als Nahrung dienen. Es soll bloß keine Stille des Bewusstseins zugelassen werden um keinen Möglichkeitsspielraum für alternative Eindrücke – aus denen eine zumindest klitzekleine Hoffnung entspringen könnte – zu erlauben. Stets beschallt durch die Heilsversprechungen der Werbung, dem Lärm der Marktschreier und dem steten Klingeln der unendlich scheinenden Erreichbarkeit schafft sich der Mensch ein Ensemble der Ruhelosigkeit wider das Vergessen und im Endeffekt wider das Erleben des gegenwärtig gelebten Augenblicks.

Der Geist muss stets mit teils wahnwitzig anmutenden Aufgaben beschäftigt bleiben, sodass er in gewinnbringenden Operationen von Konsum und danach abermals antizipiertem Konsum bzw. der eben für jenen Konsum nötigen Erbringung von „Leistung“ aufgeht und berechenbar – d.h. in erster Linie für die vermeintlich je individuellen Handlungen haftbar – wird. Das Denken – so wird von Aufklärern/Aufklärerinnen und Werbestrategen/Werbestrateginnen unisono euphorisch ins Rennen geführt – wäre an seinem Gipfel angelangt, würde es die oberflächliche Wirklichkeit – die ach so schrecklich wirklich ist – nur möglichst gut und in vielfältigen Details erkennen, denn diesem Erkennen läge das innerste Prinzip der Welt zugrunde. Ein bloß erkennendes, rein rezeptives Wesen solle also aus dem Menschen gezüchtet werden, ein tatsächlich konditioniertes Tier, dessen Verstand als die behavioristische Blackbox – die bloße Schaltzentrale zwischen „input“ und „output“ – einzig der Reizverarbeitung zu dienen habe. Ein „input“ der einen „output“ mit sich bringt, liefert, produziert: die unmündige Maschine Mensch scheint angesichts solcher Vokabeln tatsächlich nicht mehr weit entfernt. Die von der maschinellen Produktionsweise verfolgte „Ausnutzung des geringsten Augenblicks“ (Foucault, 1994, S.198) wird zunächst auf den Menschen projiziert bzw. ihm/ihr in weiterer Folge über Jahrzehnte als Innerstes eingepflanzt und ist im dargestellten Dunkel des gelebten Augenblicks geradezu erschöpfend aufgegangen. Die Gegenwart wird als eine produzierende Gegenwart erfahren, wobei sich selbst Vergangenheit wie Zukunft auf das Produzierende verschränken sollen. Als cartesianischer Steuermann des zugerichteten Willens werden wie bereits angedeutet Antizipation und Reflexion eingesetzt, die der letzten Verstandesleistung entsprächen, wobei die sinnlich-geistige Erfahrung der Gegenwart zunächst ins

schwarze Dunkel gedrängt und in weiterer Folge der Konsumlogik¹⁸ (in jeder Form) bzw. der vorab zugerichteten Wahrnehmung vollends ausgeliefert wurde.

Unmündige Identitätsbildungen/-konstruktionen

„Die Wahrnehmung, durch die das öffentliche Urteil sich bestätigt findet, war von ihm schon zugerichtet, ehe sie noch aufkam. Blickte die geheime Utopie im Begriff der Vernunft durch die zufälligen Unterschiede der Subjekte auf ihr verdrängtes identisches Interesse hin, so ebnet die Vernunft, wie sie im Zug der Zwecke bloß als systematische Wissenschaft funktioniert, mit den Unterschieden gerade das identische Interesse ein.“

– Theodor W. Adorno –

Der zweckrational-nutzenoptimierende Mensch, der tatsächlich im geschlossenen statischen Sein – das sich wie gezeigt wurde eigentlich nur aus einem verworrenen Gespinnst von Vergangenheit und prä-destinierter Zukunft zusammensetzt – sein/ihr Da-Sein fristet, flüchtet sich in der versuchten Vergegenwärtigung und sinnlichen Erfahrung des Lebens in Trugbilder die von der Gegenwart weiter abseits liegen als die dunkelste Vergangenheit oder die Äonen entfernte Zukunft.

Dieser (postmoderne) Mensch geht vor allem im Konsum voll und ganz auf, da im gegenwärtigen (unmöglichen) Erleben des Konsums zugleich omnipräsent das Reflektierende (quälende Fragen über die Angemessenheit und den „richtigen“ getätigten Kauf) wie das Antizipierende (quälende Fragen und Freuden über die Angemessenheit und den „richtigen“ noch zu tätigen Kauf) mitschwingt. Er/Sie ist als ein kalkulierender, abwiegender, (pseudo-)individualistischer aber dennoch in seiner Konsumlust in puncto gesellschaftlicher Praktiken/Zwänge determinierte/r Nutzenoptimierer/NutzenoptimiererIn zu denken, dessen/deren verselbständigt-degenerierter Willen als fremder Wille dominiert – so wollen es zumindest die Menschen. Der Konsum als eine verselbständigte Ideologie mit Universalanspruch dient dabei als verblendete Suggestion der unbegrenzten Möglichkeiten in der Beherrschung der inneren wie äußeren Natur und manifestiert sich dennoch bloß als rasender Stillstand.

¹⁸ Unter Konsum sei nicht bloß das reine Waren- oder Dienstleistungsgeschäft verstanden, sondern sämtliche Operationen die einer marktförmigen Logik / einem Marktsystem entsprechen und/oder diesem unterworfen sind – also bspw. auch und vor allem mediale Systeme, schulischer Unterricht, moderne Wissenschaft usw.

Dabei schafft der Konsumfetisch¹⁹ gepaart mit den ideologischen Ansprüchen der postmodernen Zeit spezifische Identitäten, die der Unmündigkeit in tiefgründiger Weise Tür und Tor öffnen und nach der ersten Präparation des Willens und des Körpers durch Disziplinierung und Biopolitik einer neuen Stufe der kollektiven Durchdringung des Individuellen erklimmen können, die der Gleichmachung und Rationalisierung von Geist und Körper hinsichtlich einer Berechen- und Beherrschbarkeit des naturwüchsig Spontanen entspricht.

Diese Beherrschungs- und Disziplinierungstendenz zur unmündigen Identitätsbildung wird von dem brillanten Analytiker – wobei in diesem Fall die Analyse weit abseits der gewollten Denkhorizonte des bloß empirisch ersichtlichen von statten geht – und Genealogen Foucault vortrefflich seziert und in aller Vereinfachung grundsätzlich in 2 Phasen zusammengefasst, die im folgenden Abschnitt exemplarisch und pointiert dargestellt werden (vgl. dazu: Foucault, 1994 bzw. Foucault, 2005).

Disziplinierung und Biopolitik

Disziplinierung

Der menschliche Körper wird für verschiedene Anwendungsarten optimal zugerichtet und einsetzbar/ausbeutbar/berechenbar gemacht, sodass dieser einer je zugeteilten Aufgabe ideal entspricht. Die Disziplinierung zielt auf den/die Adressaten/Adressatin Individuum, das durch eine Vielzahl an überwachenden und strafenden Methoden für die im nächsten Schritt einsetzenden biopolitischen Maßnahmen und Ordnungen präpariert und vorbereitet wird.

Biopolitik

Zielt auf „das Leben“ als Konglomerat von rationalisierten Individuen und hat Kollektive/Massen (die sie selbst dabei auch konstruiert und schafft) im Visier, die anhand eines bestimmten Maßstabes normiert werden. So ermöglichen biopolitische Maßnahmen eine Überwachung in großem Stile und ökonomischer Optimierung, sodass folglich nicht mehr die aufwandsintensive Bearbeitung der Einzelkörper nötig ist, sondern eine kollektive Methode der Massensteuerung implementiert werden kann. Durch eine bereits über Jahrhunderte erprobte und erfolgreich eingesetzte

¹⁹ Der Schein der tatsächlichen Beschäftigung/Befriedigung des Willens in der bloßen Antizipation/Reflexion von konsumierten Gütern, Dienstleistungen, „Bildungs“angeboten, medialen Produkten etc. verstellt den Blick auf die bloße Schein-Befriedigung durch omnipräsent neue Eindrücke des möglichen Konsums.

Disziplinierungstaktiken in den Strafanstalten, Schulen und Fabriken gelang es über die Methoden der Messung, Kalkulation und Vorhersage den Wirkungsgrad dieser Taktiken auf ganze Gesellschaften auszudehnen.

An jedem Ort und zu jeder Zeit sollen die Glieder der gesellschaftlichen Kette in Aufenthaltsort, Bestimmung und Selbstverständnis bekannt und damit in weiterer Folge beeinflussbar sein, wobei Statistiken und empirische Analysen als allzu zuträgliches Mittel dienlich sind. Auf Abweichung kann prompt mittels Strafe reagiert werden und über die Verinnerlichung von gesetzten Werten (bspw. der Bescheidenheit) bzw. der Entwicklung von normalisierten Identitäten kann ein Prozess der Selbststeuerung initiiert und dadurch Kontrollen im Individuum automatisiert werden, was den nötigen Einsatz von Fremdsteuerung durch Zwang, Disziplin und Strafe auf ein Minimum reduziert.

Ein System von Normalitätsgraden verweist fortan – nach dem Durchlaufen der beiden ineinander verschränkten Phasen die auch ständig iterativ weiter absolviert werden – auf die je individuelle Stellung in einem hierarchisiert homogenen Gesellschaftskörper, denn einerseits „zwingt die Normalisierungsmacht zur Homogenität, andererseits wirkt sie individualisierend, da sie Abstände mißt, Niveaus bestimmt, Besonderheiten fixiert und die Unterschiede nutzbringend aufeinander abstimmt“ (Foucault, 1994, S.235), wobei die Besonderheit eben in den homogenen Unterschieden liegt. Dies klingt auf den ersten Blick zu Recht paradox, denn das Kriterium der Homogenität verweist doch gerade auf nicht vorhandene Unterschiede. Derlei Abweichung vom homogenen Körper – die Differenz von einer wie auch immer klassifizierten und zwangsmäßig hergestellten Normalitätsvorstellung und -setzung – steht wie bereits gezeigt die Normalisierungsmacht entgegen, die ordnet, klassifiziert und misst. Dieses Messen trägt der dennoch nach wie vor vorhandenen Unterschiede zwischen den Individuen insofern Rechnung, als dass die Abweichung auf vermeintlich individuelle Schwäche bzw. die Homogenität auf die Stärke des Ganzen rekurriert. Die Phase der Disziplinierung kann aus offensichtlichen Gründen der unmündig-*Machung* zugeordnet werden, da eine Disziplinierung vor allem aus historischer Sicht zunächst fremdbestimmt und intentional auf einen Körper einwirkt. Das Militär hat zu drillen, die Schule hat zu erziehen und die Fabrik hat produktiv zu machen/halten, sodass ein von Machthabern/Machthaberinnen (des/der Fürsten/Fürstin, der Kirche und später des Staates) gesetztes gesellschaftliches,

ökonomisches und/oder militärisches Ziel erreicht werde, dem die einzelnen Körper unterzuordnen wären und in weiterer Folge in Hinblick auf dieses Ziel gesteuert werden können.

In seiner Totalität – als Körper des gesamten Volkes also – kann eine solche subjektlose Macht, die wie oben gezeigt in der Homogenisierung noch differenziert, nun als Ausdruck und Urheber der verselbständigten Unmündigkeit betrachtet werden, da sie im Grunde ungesteuert, ziellos und von einzelnen Individuen gänzlich losgelöst agiert. Diese entfesselte Macht lässt fortan keine „andere Bestimmung gelten als die Klassifikation des gesellschaftlichen Betriebs“ (Adorno, 2010, S.91), denn niemand unterscheidet sich noch davon, als wozu er/sie geworden ist: „der beliebige Repräsentant seines geographischen, psychologischen, soziologischen Typs“ (ebd., S.91). Eine Macht also, die durch ihre jahrhundertelange Stärkung so weit in jede Pore gekrochen ist, dass sie als vollkommen natürlich erscheint und jedwede Auswüchse in puncto Moral erlaubt, sofern sie sie nur weiter bestärken, festigen und ausbauen. Um möglichem Widerstand – der sich vor allem in einer Rückbesinnung bzw. Rückgewinnung (zu) der eigentlich undisziplinierten, ungeordneten und „wilden“ Natur äußern würde – vorzubeugen, entwickelt diese Macht (und man könnte sie durchaus „Aufklärung“ heißen) ein Sammelsurium an Täuschungsmanövern welche an die Stelle der ungezähmten Natur neben der Vielzahl an moralischen Regeln und Maximen einen neuen Glauben an die vermeintliche Individualität setzt. Das innerste Auseinanderstreben der im kollektiven Körper Gefangenen, deren spontane Urnatur an den Fesseln der geordneten Zivilisation zerrt und reißt, wird in seiner Gefährlichkeit erkannt und soll durch einen bloß fiktiven Individualisierungsprozess – der den normierten Zusammenhalt weiter garantiert – möglichst vermieden und in wiederum geordnete Bahnen gelenkt werden. Dies kommt gewissermaßen einer Erweiterung der Foucault'schen Disziplinierungsphasen (mit dem Gipfel der Biopolitik) gleich, sodass diese Phase – die in größtmöglicher Ausdehnung der vollständigen unmündig-Werdung entsprechen würde – resümierend wie im Folgenden charakterisiert werden kann²⁰.

²⁰ Eine weitaus umfassendere Analyse dieser Phase wäre selbstverständlich nötig und diese Arbeit kann dahingehend nur als exemplarische Analyse betrachtet werden, die keineswegs Vollständigkeit anstrebt bzw. bewusst nicht anhand irgendeines Vollständigkeitsanspruches orientiert ist (siehe dazu auch „Archäologische Genealogen und genealogische Archäologen“ am Beginn dieser Arbeit).

Suggestierte Individualisierung

Kennzeichnend für diese letzte Phase im Prozess der vollständigen Durchdringung der menschlichen Mündigkeit ist die Suggestion vermeintlicher Individualität im rationalisierten großen „Einheitskörper“. Sinnbildlich dafür ist der bereits erwähnte Konsum (bzw. der „Konsumfetisch“), denn dieser verspricht und suggeriert Individualität dort, wo sie am wenigsten zu finden ist. Die bunte und verschieden gestaltete Oberfläche der Kleidung, die schillernd auf Hochglanz polierte Karosserie des Neuwagens verheißen Eigentümlichkeit genau dort, wo das Unisono des Marktes und das Prinzip des Profits durch Ausbeutung herrschen. Einer Tristesse der dauernden Langeweile, die dem erstickten Schrei der ermordeten Kreatur Mensch entspricht dessen mythisches Opium geraubt wurde, wird durch immer neuen Konsum zu entfliehen versucht, der der letzten Regung der nach Individualität trachtenden Menschheit entspringt. Diese Pseudo-Individualität befördert aber eigentlich nur die Macht biopolitischer Kontroll- und Steuerungsstrukturen, wobei die vermeintlich „Steuernenden“ selbst – einem Panoptikum gleich – zu Kontrollierten und Gesteuerten werden die ihrer eigenen, selbst geschaffenen Logik unterliegen, die sich über Jahre und Jahrhunderte hinweg verselbständigt und absolut gesetzt hat. Die Postmoderne als „Epoche“ der vermeintlichen Auflehnung gegen die großen Erzählungen mit ihrer Mär von der Individualität degeneriert dabei selbst zu einer umfassenden großen Erzählung, die in Bruderschaft mit der verklärten Aufklärung die angebliche Vernunft als rationale Unvernunft manifestiert und neben sich gerade nicht die versprochenen individuellen kleinen Erzählungen erlaubt oder ermöglicht. So kriecht der Zwang in jede Pore, setzt sich fest als das einzig Gültige und ersetzt dabei zu allem Überflus nicht nur das Über-Ich sondern auch das Ich als Taktgeber des Willens. Der große Aufklärer Kant fordert bspw. in seinem Verständnis von Erziehung einen Prozess der Moralisierung ein, die dem/der Erzogenen eine gewisse Einsicht hinsichtlich der sittlichen Angemessenheit seiner/ihrer potentiellen (und bereits getätigten) Handlungen ermöglicht, also „die Gesinnung bekommen, daß er nur lauter gute Zwecke erwähle“ (Kant, 1803, S.10). Er/Sie solle nicht bloß aufgrund zu erwartender Bestrafung, aus anerzogener Gewohnheit und/oder aufoktrozierter fremd-Setzungen die „falsche“/„böse“ Handlung vermeiden, sondern aus tiefster Überzeugung das moralisch – also das dem kategorischen Imperativ entsprechend – „Richtige“ tun. „Das Richtige“ oder wie es bei Kant heißt die „guten Zwecke“, wären nun jene, „die notwendigerweise von jedermann gebilligt werden und die auch zu

gleicher Zeit jedermanns Zwecke sein können“ (ebd., S.10). Nun ist „das Richtige“ allerdings dummerweise einem steten Wandel unterworfen und wie anhand von Nietzsche und Sade gezeigt wurde, könne und dürfe grundsätzlich alles zu einer allgemeinen Gesetzgebung werden. Was nun, wenn jedermanns Zweck also die Tyrannei wäre? Die Brandschatzung oder der „gute“ Mord durch die Justine vielleicht? Oder – viel schlimmer noch – der aufklärerische Massenmord an der Natur des Menschen?

Die moralische Instanz Über-Ich erscheint in der Historie als Flüchtiges und bloßer Spielball der gültigen allgemeinen Moralvorstellungen, die so wandelbar wie beschränkend sind und angesichts des nicht von der Hand zu weisenden Erfolges der Gattung Mensch in der Natur scheint dies auch durchaus angebracht zu sein. Eine starre, zu keiner Zeit veränderbare Moral würde den äußeren Umständen nicht gerecht werden können und so ist doch Vieles – das Allergrößte – aus amoralischem Verhalten²¹ entstanden, sofern dies Verhalten der rätselhaften Urnatur des Menschen als eine Willensleistung entsprang. Die den Verächtern selbiger Natur – den Aufklärern, die nach bloßer Beherrschung trachten – nicht genügende Dominanz über die moralischen Systeme/Maximen sollte auf das ganze Denken ausgebaut werden und fortan das individuelle Willensziel auf ein allgemeines rationalisieren. Aus dem Freud'schen „Ich“, das bloß noch in Versatzstücken neben dem moralisch zugerichteten „Über-Ich“ und dem dadurch zutiefst gezähmten „Es“ existiert, wurde ein gesellschaftliches „Wir“ geschaffen, der eigene Wille zu einem fremden transformiert und die kollektive Identität in rationalen Klassifikation – die beliebigen RepräsentantInnen eines wiederum entworfenen Typus – entworfen, die ordnen bzw. ein- und ausschließen.

In dem Maße in dem nun diese Klassifikationen und damit Lebensformen gefestigt und als Alleiniges repräsentativ für die Pseudo-Identität des Menschen werden, kommt es zu einer Verstärkung der Transformation von Arbeit als Ausgangspunkt von Wertproduktion, zur Konstruktion von Arbeit als „Wert“ und internalisierter (Pseudo-)Identität an sich. Berufsbezeichnungen werden synonym mit individuellem Leben gesetzt, vielschichtige Biografien/Lebensläufe degenerieren zu einer

²¹ Amoralisches Verhalten kann als Vorläufer einer Änderung von moralischen Prinzipien bezeichnet werden, da es neue Wege und Pfade – die einst verboten und scheinbar unbetreibar waren – beschreitet und alternative Denkrichtungen eröffnet.

Aufzählung von Ausbildungen und Berufen und eine gesellschaftlich obligatorische Frage, die man gemeinhin bereits Kleinkindern stellt und die ihnen disziplinarisch die „richtige“ Richtung weisen soll, manifestiert die Rolle in der Gesellschaft durch den vermeintlich einzig relevanten Bezugspunkt: „Was willst du einmal werden?“ bzw. „Was bist du?“ in Bezug auf Erwerbsarbeit. Der Mensch ist nicht mehr „nur“ Mensch, er/sie sei nicht mehr einfach ob des Faktums, dass er/sie ist – er/sie muss erst werden, muss sich entwickeln, sich ständig quasi rasant evolutionär (u.a. durch sg. „lebenslanges Lernen“) verbessern. Dieses technokratische „Werden“ impliziert entgegen der eigenen neoliberalen Maximen – der Konzentration auf Individuelles – allerdings mitnichten individuelle Talente oder Interessen, sofern diese nicht primär der Mehrwertproduktion in irgendeiner Art dienlich sein können. Sich bilden erfährt eine Transformation zu gebildet werden, die die klassische pädagogische Metapher des Pädagogen als Bildhauer der Jugend sehr gut zu fassen vermag. Der Bildhauer tritt dabei in vielfältiger Gestalt in Erscheinung und betritt als Lehrer, Gefängniswärter, Arzt, Politiker, Statistiker, Wissenschaftler – als Disziplinierender und Macht-Ausübender ohne Macht über sich selbst – die Bühne der Menschwerdung (vgl. Foucault, 2005, S.50). Rousseau's Metapher vom Gärtner, welcher seine zart sprießenden Pflänzchen umsorgt, hegt und pflegt aber auf deren Entwicklung nicht direkt einwirken kann und möchte um dem individuellen Charakter zu erlauben „sich frei zu zeigen [...] [denn glaubt, C.J.] ihr, dass diese Zeit der Freiheit für ihn verloren ist? Im Gegenteil!“ (Rousseau, 1975) wirkt entgegen zeitgeistlicher Entwicklungen und Tendenz beinahe naiv, denn alles das sich der Berechenbarkeit und Rationalisierung entzieht – wie eben die heranwachsende Pflanze Kind die ihre eigenen verschlungenen Wege verfolgt – und/oder nach Spontaneität trachtet, erscheint den Bildhauern (und Totengräbern) der Bildung befremdlich, feindlich, verachtenswert. Schlussendlich wird auch der Bildhauer transformiert werden und sein disziplinierendes Handwerk an industrielle Apparate verlieren, warum? Weil er Erfolg hatte und dieser Erfolg wird ihn obsolet machen, denn über die Jahre und Jahrhunderte seiner Tätigkeit hinweg ist es gelungen, Gesellschaften zu schaffen, die der (kostspieligen) Züchtung und Disziplinierung nicht mehr bedürfen, da sie diese Aufgabe im Individuellen wie Kollektiven selbst mit Wonne übernehmen und voller Freude die eigenen Körper – vermeintlich rational und aus guten Gründen – disziplinieren.

Im folgenden Exkurs über Wesen, Wirkung und Beschaffenheit der Bescheidenheit wird am exemplarischen Beispiel des bescheidenen bzw. bescheiden gemachten und gewordenen Menschen das Wechselspiel zwischen geschaffenen moralischen Werten und daraus resultierenden Identitäts(de)konstruktionen illustriert. Zudem sei in diesem Zusammenhang auf die gewaltige Rolle der Bescheidenheit sowohl im System der fremdverschuldeten, als auch in Verselbständigung der Unmündigkeit verwiesen und steht beispielhaft für zahlreiche weitere moralische Maximen/Dogmen, die als Einschränkendes die eigentliche Natur des Menschen hinsichtlich einer Fremdherrschaft – und entgegen einer tatsächlich mündigen selbstbewusst-Machung – verkehren.

Exkurs: Über Wesen, Wirkung und Beschaffenheit der Bescheidenheit²²

Die Bescheidenheit, die wie bereits der Volksmund weiß eine Zier sei, ohne die man weiter kommen würde, muss als wahrlich Anmutiges erscheinen, ziert man sich doch so gerne damit. Wer als bescheiden und genügsam gilt wisse um seine eigene Stellung im Vergleich zur Stellung der anderen in einer sozialen Gruppe Bescheid – das „Bescheidwissen“ bzw. „Bescheidgeben“ entspringt dabei durchaus der klassisch mittelhochdeutschen Semantik, die einst auf einen richterlichen Bescheid im Sinne von Verständigkeit und Klugheit verwies (vgl. dazu bspw.: Grimm, 1577/1559) – wobei entlang einer Verträglichkeit mit Gruppennormen die eigene Rolle gerne gering geschätzt (gesehen) wird.

Der richterliche Bescheid der nun dem/der Beschiedenen kraft der amtlichen Autorität in vollster Verbindlichkeit übermittelt wird, verweist auf eine unhinterfrag- und unhintergehbare Notwendigkeit. Als „Beschiedenheit“ – in Betracht einer feinen, verborgenen aber doch wesentlichen und für das zu Sagende nötigen Unterscheidung und Nuancierung zur Bescheidenheit – gilt ein Unvermögen den in irgendwelcher Form über sich gezogenen Bescheid aktiv beeinflussen zu können bzw. selbigen durch eigene Kraft abzuwenden und implizit somit eine fremdbestimmte Setzung des Weiteren. Ein/Eine Beschiedener/Beschiedene ist zwar

²² Dieser Exkurs sei als – um abermals ein mythisches Vokabel zu bemühen – „Vorbote“ meiner geplanter Dissertation zu verstehen, in welcher der Entwurf einer Genealogie der Bescheidenheit angestrebt wird. Der Bescheidenheit als „gutem Wert“ wird in diesem Exkurs der Spiegel vorgehalten, wodurch gewisse Implikationen die eine fremdverschuldete Unmündigkeit verstärken/befeuern und sich durch Absolutsetzung des vermeintlichen Wertes schlussendlich zu verselbständigen beginnen deutlich gemacht werden.

im rein rechtlichen Kontext durchaus dazu befähigt – wenn auch definitiv nicht dazu ermutigt – ein Wort des Unmutes über das beschiedene Urteil zu äußern, das jedoch in den meisten Fällen in der Vielfalt der Ohren die des Wortes lauschen müssten verschallt und die Stimme zum Verstummen zwingt. Der richterliche Bescheid erhält qua Gesetzmäßigkeit Gültigkeit. Die Gesetzmäßigkeit erhält qua Gesetz Gültigkeit. Die Gesetzmäßigkeit wiederum wird legitimiert durch ihr eigenes Gesetz der sie umgebenden rechtlichen Sphäre, die ihrerseits als ein von Staatsmännern und Staatsfrauen geschaffenes Konstrukt durch Abstimmung mit allen weiteren zur Entscheidung befähigten Staatsorganen geschaffen wurde. Den Staatsorganen und Herrschenden wurde das Recht zur Herrschaft ebenso per Bescheid der Wahl beschieden und die Wählenden wählen qua Staatszugehörigkeit und Alter – die ihnen ebenso in Dokumenten und Bescheiden beschieden wurden – ihre Repräsentanten und Repräsentantinnen. Ein vermeintlicher Gesellschaftsvertrag der die durcheinander zu streben drohenden Individuen mittels beschiedenen unsichtbaren Bandes der Staatsangehörigkeit zusammenknüpft, gilt seit der Zeit der Staatstheoretiker als das paradigmatische Grundgerüst der legitimen – und legitimierten – Herrschaft. Interessant und geradezu beinahe ästhetisch muss dabei das Ineinanderfallen von ursprünglichem/ursprünglicher Bescheidgeber/Bescheidgeberin und Beschiedenem/Beschiedener jenem/jener erscheinen, der/die von außen auf dies herrlich amüsante Gebilde blickt. Beinahe wähnt man sich in Erinnerung an Nestroy's tragikomische Figuren, in denen verschiedenste sich eigentlich entgegenstehende und einander ausschließende Personen in der Verwechslung ineinander verschmelzen: In der demokratischen Gesellschaft wird der/die, über den/die beschieden wurde über Umwege des Rechts und des Parlamentarismus gleichzeitig zum/zur Urheber/Urheberin seines/ihrer eigenen Bescheides. Eine paradoxe Struktur die einem Perpetuum Mobile insofern ähnelt, als dass der/die Taktgeber/Taktgeberin und Induzierende von Energie gleichsam zum/zur Tanzenden und Verschwendenden wird. Dieser Struktur geschuldet gesteht man ihm/ihr – bzw. er/sie sich selbst – die Möglichkeit des Einspruches zu, der – wie bereits angedeutet wurde – zumeist eher negativ für den/die Beschiedenen/Beschiedene ausfällt und er/sie sich selbst und beinahe freiwillig richtet.

Dieses „beinahe“ entspringt dabei nicht einer dichterischen Unsicherheit der Setzung von Worten/Begriffen oder einer bloßen Spitzfindigkeit, sondern hat genau dann

Gültigkeit, wenn das Lichte der Betrachtung auf die zweite Sphäre – neben jener des Gesetzes / der Gesetzmäßigkeit – des „Bescheidens“ fällt. Anders – und in der Grundstruktur doch gleich – gestaltet sich die Sache nämlich abseits eines rechtlichen Kontextes, denn im sozialen Urteil hat der Bescheid *ohne* mögliches Rechtsmittel der Berufung völlige Gültigkeit, glauben nur Genügende in der Sphäre des/der Beschiedenen daran und legitimieren durch den Glauben an den Bescheid – und damit der Rechtmäßigkeit der von ihnen geschaffenen Struktur – das Beschiedene. Nun entscheidet über die Beschiedenheit im Sozialen eine breite Palette deren Beschreibung der eigentümlichen Abstufungen den Rahmen dieser Abhandlung zu sprengen drohen würde. Jedoch soll und muss an späterer Stelle in der Beschreibung der eineiigen Bruderschaft/Schwesterschaft von Beschiedenheit und Bescheidenheit darauf rekuriert werden, denn der frappierende Zusammenhang beider lässt sie in vielerlei Hinsicht überlappen und – wie bei Nestroy – beinahe eins werden oder auch als Gleiches – wie bei eineiigen Zwillingen häufig der Fall – erscheinen – doch Schein vermag zu trügen.

Die soziale Beschiedenheit also, die in bloßer Bruderschaft/Schwesterschaft zur rechtlichen Beschiedenheit und darüber hinaus in einer stärkeren, der häufig der Verwechslung zum Opfer fallenden Zwillingsbeziehung zur allgemeinen Bescheidenheit steht, ist Ergebnis eines impliziten Bescheidungsverfahrens unter dem Hammer der gemeinsamen Richterschaft der sozialen Umwelt des/der Beschiedenen. Nicht qua juristischen Gesetzes – denn nicht dieses ist ausschlaggebend – sondern mittels vielfältiger subtiler wie offensichtlicher Mechanismen versucht der/die Richter/Richterin in formloser Form und subjektloser Gestalt einer omnipräsenten gesellschaftlichen Macht zu einem Urteilsspruch – zu einem Bescheid – zu gelangen, der seiner/ihrer richterlichen Kompetenz angemessen erscheint und den systemischen Regeln (als Vorstufe von Gesetzen und als rechtlose, in ihrer paradoxen Verbindlichkeit unverbindliche Richtlinien) entspricht. Das so entstehende Gesetz der verbindlichen Unverbindlichkeit – und hier sei noch einmal kurz auf das bereits erwähnte metaphorische Band der Gesellschaft verwiesen – legt eine kleine, subtile und für alle unsichtbare Schlinge über die einzelnen Individuen und bindet sie somit in der Unverbindlichkeit eines ungültig-gültigen Gesetzes aneinander. Dies kann damit begründet werden, dass Erzeuger/Erzeugerinnen des Gesetzes durch Kraft des von ihnen Erzeugten zu Erzeugnissen desselben werden und somit als Exekutive, Legislative und potentiell

Beschuldigter/Beschuldigte in einer Person verschmelzen. Rechtliche Gewaltentrennung, geschweige denn eine striktes Unterscheidung zwischen RichterIn/Gerichtetem und damit Bescheid-ErstellerIn/Beschiedenem (bzw. der daraus erwachsenden Möglichkeit des Einspruches) ist dem Sozialen ähnlich fremd, wie dem Rechtssystem ein gültiger Bescheid dem nicht zwingend Folge zu leisten wäre, denn dieser würde diesem wenn nicht gar schädlich, so doch grundsätzlich lächerlich anmuten. Das von den klassischen Vertragstheoretikern Hobbes, Locke etc. antizipierte Modell des Gesellschaftsvertrages scheint angesichts dieser Struktur nur im Geheimen und Unbewussten realisiert worden zu sein, da des Menschen Wolf sich nun anscheinend eher anschickt sich anzupirschen und sich voller Raffinesse verbotenerweise selbst erlaubt – wenn auch nur in einer nicht gänzlich kontrollierten, rechtlosen Sphäre, die er/sie in der Gemeinschaft (und aus guten Gründen) nicht abzuschaffen wagt.

Zur Beschiedenheit gilt es also resümierend folgendes zu sagen: 1.) Sie tritt als ein mächtiges Instrument der Entscheidung eines Kollektivs in Erscheinung, wobei diese Entscheidung 2.) in ihrer vollsten Wirkmächtigkeit und Stärke von jedermann/jederfrau zu akzeptieren ist bzw. zwingend akzeptiert werden muss, möchte das System nicht in einen instabilen Zustand geraten. Dem diametral entgegen steht nun die Möglichkeit der Berufung des/der Beschiedenen in Form eines Widerspruchs gegen das wie auch immer geartete Urteil, wobei dies einzig und allein in der Sphäre des Rechts legal möglich ist / möglich gemacht wird, wobei hierzu die Motive der generellen Ermöglichung des Einspruches – also des Warum der Möglichkeit hinsichtlich der auf den ersten Blick nicht zu erkennenden Logizität bezüglich der System-Selbsterhaltung – zu hinterfragen wären. Die soziale Beschiedenheit hingegen erfüllt in nahezu maschineller Präzision und der Perfektion eines Uhrwerkes den Grundcharakter/Typus der Beschiedenheit, welcher in 1.) und 2.) als wirkmächtiges Instrument der Herrschaft eines Kollektivs über sich selbst und alle seine Entitäten dargestellt wurde. Gegen eine rechtlich klare und von Amtes wegen induzierte Beschiedenheit kann Einspruch erhoben werden, jedoch ist dem sozialen Urteil in jedem Falle statt zu geben.

Nachdem nun zur Beschiedenheit einiges gesagt wurde, das auch in Anbetracht des nun Folgenden relevant, nützlich und unausweichlich erscheint, wird nun auf das

Eigentliche dieser Abhandlung fokussiert und der Blick darauf gerichtet: die Bescheidenheit. Der Bescheidenheit also, die in bereits erwähnter Zwillingsbeziehung zur sozialen Beschiedenheit steht, vermag das Hauptinteresse gewidmet werden, sodass diese den ihr angenehmen Rahmen des sozial Erwünschten und gemeinhin für moralisch „gut“ empfundenen Boden verlasse. Nun gilt es zunächst der Frage nach der Bestimmung einer Zwillingsbeziehung zu klären, also die gemeinhin gedachten/vermuteten Gemeinsamkeiten – die eben häufig zu einer Verwirrung zuwider die Erkenntnis um das Phänomen der Beschiedenheit führt – explizit zu machen und im Anschluss daran vor allem den einen kleinen, zunächst spitzfindig und kleinlich anmutenden Unterschied zu betonen, der doch genau in seiner Subtilität gänzlich Entscheidendes verbirgt. Dieses verborgen-offensichtliche Geheimnis gilt es zu lüften und es zu diesem Zweck dem nietzscheanischen Hammer gleich zu tun und die Fassade der Bescheidenheit abzuklopfen.

Einem richterlichen Bescheid ist unbedingt Folge zu leisten, ein rechtskräftiges Urteil ist qua Rechtmäßigkeit zu akzeptieren: so spricht die juristische Beschiedenheit im Brusttone der rechtmäßigen Überzeugung.

Eine Transformation zur Bescheidenheit durchläuft die selbe, indem der Bescheid ohne Widerspruch – und damit Einspruch – hinsichtlich einer Akzeptanz in das Positive – also Faktische und Exekutierte – erledigt, diesem entsprochen wird und die darin in herrlichster Akribie nebulös formulierten Satzung eine Reaktion des Gehorchens auslösen. Es ist dies die erste und oberste Verhaltensregel der Bescheidenheit: *Gehorchen*. Entspräche man dem wie auch immer Geforderten – oder um es passender/richtiger zu formulieren dem Befohlenen²³ – nicht, so würde dies einem direkten Angriff wider das Recht gleichen und den Übertritt in die Illegalität – als nicht Gesetzmäßiges – markieren. Nun gelten Juristen/Juristinnen in ihrer Funktion als Anwälte des Rechts für gewöhnlich als gerissen und raffiniert – dies nicht ohne Grund! Die Rechtssphäre verleibt sich denn in einem Anflug von perfidem Scharfsinn den Protest, den Ungehorsam ein und macht ihn zum Diener der eigenen Sache, die mittels und im Protest insoweit direkt gestärkt wird, als der Widerstand wächst. Eine besondere Eigenart der Rechtssphäre ist die Okkupation

²³ Denn ein Befehl impliziert für gewöhnlich einen höheren Verbindlichkeitsanspruch als eine Forderung. Zudem kann mittels Befehl die übergeordnete Rolle des/der Befehlenden gegenüber dem/der Befehlten herausgestrichen werden, die ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis des/der Niederen hinsichtlich des/der Höheren in sich trägt. Einer Forderung kann – muss aber nicht – entsprochen werden. Einem Befehl jedoch ist unhinterfraglich Folge zu leisten.

des Protestes in die eigene Logik, sodass der/die Befohlene in seinem/ihrer Widerstand paradoxerweise gerade jenes stärkt, wogegen er/sie die Stimme erhebt. Ein verurteilter Betrüger wird insofern betrogen, als dass er einem – durch das Recht – gegen ihn gefällten Urteil nur kraft des Rechtes selbst widersprechen, die Mörderin ihren zweifelhaften Mord nur ihrer selbst mörderisch in Zweifel stellen kann usw. Das immer wieder geschlagene Tier beißt den/die Schlagenden/Schlagende, der gegen eine Scheibe geschleuderte Stein zerbricht diese oder zerschellt selbst daran, doch der gerichtet Mensch spricht gegen sich selbst Recht. Die Struktur des Rechts erlaubt einzig den Widerstand durch dessen systemimmanente Logik des wiederum Rechtlichen und dem/der in erster Instanz Beschiedenen wird ein neuer Bescheid – ein neuer Befehl der ein Gehorchen impliziert – erteilt. Dieses für den Ästheteten durchaus attraktiv-amüsante Spiel kann sich in vorgegebenen Bescheids-Ketten potenzieren, also einem Bescheid den nächsten, den übernächsten usw. so lange folgen lassen, bis sich schlussendlich der letzte Zugang zum Gesetz schließt und der Generalbescheid (Generalbefehl) das Ende einer Kette markiert.

Der/Die Protestierende habe nun – zermürbt, ermüdet, geschwächt – einzusehen, dass seine/ihre Sache des Widerstandes schlussendlich gegen den Rechts-Leviathan unterlegen war. Dies allerdings nicht entlang einer gewissen undefinierbaren Willkür, entfernter noch durch fremde Stärke, viel weniger noch durch einen entgegengesetzten Feind, aber kraft seiner/ihrer eigenen Handlungen. Die Raffinesse dahinter beeindruckt: er/sie versteht das Urteil – denn die Gründe sind für die Rechtskompetenten durchaus nachvollziehbar – der Widerstand zerbricht an der Einsicht um seine eigene Schwäche, denn nicht bloß hat er es (das Urteil) durch seine eigene Existenz zu einer Übermacht gestärkt, sondern seine Quelle – der/die Widerständige – ist der (Mit-)Schöpfer des Gesetzes selbst, dessen vielgerühmte Härte er/sie in letzter Konsequenz am eigenen Leibe zu verspüren habe. In diesem Moment entsteht in dem/der Beschiedenen eine Art von Übergang, ein Sprung der Beschaffenheit des Bewusstseins um die eigenen Möglichkeiten, die einzig einer vermeintlichen Schwäche entspringen würden und damit marginal und klein bleiben müssten.

Diese Einsicht um die Schwäche im Alleinigen befördert den Wunsch nach Vielem und dem Vielen. Vieles bspw. in puncto der Minimierung der Schwäche des Individuellen²⁴ in der Sphäre der Vielen / der vielen anderen oder des Versteckspiels

²⁴ Oder auch der Selbst-Steigerung durch Anrufung der vielen anderen und Rekurs auf selbige etc.

in der Masse. Man wähnt sich als Betrachter/Betrachterin beinahe dem menschlichen Urzustand des Dionysischen gegenüber zu stehen, dessen Architekt – die menschliche Urnatur – und illustrierende Archäologe – Nietzsche – den Rausch im Aufgehen einer Masse konzipiert (im Falle der Natur) bzw. erkennt (bei Nietzsche) hat (vgl. dazu bspw.: Nietzsche, o.J. [1871], S.80). Die nächste paradoxe Struktur erwächst, denn nicht allein wurde in der Masse das Gesetz geschaffen und durch sie legitimiert – nein – auch treibt die Furcht und Machtlosigkeit vor der eigens mitgetragenen Konstruktion zum Ausgangspunkt – dem erschaffenden Kollektiv – zurück, was den Übergang zur sozialen Beschidenheit markiert. Denn dessen Credo lautet wie folgt: „Mach was du willst, solange du tust was wir wollen“. Dies ist das zarte Flüstern der sozialen Beschidenheit, die nicht mit vollster Transparenz und Überzeugung spricht, sondern den Dolch des ungeschriebenen Gesetzes im Verborgenen trägt.

Ein Gehorchen findet in diesem Falle zunächst nicht statt, da mittels Flucht in das Kollektiv – das über das System des Gesetzes eben die Flucht in Form von Einspruch teilweise erlaubt und qua Gesetz in Erscheinung tritt – das Unheil des Bescheides abgewendet oder gemildert bzw. die eigene Schwäche durch der anderen Stärke kompensiert werden soll. Man denke sich eine Räuberbande die aus abtrünnigen und gesetzlosen Individuen bestehend in der Gemeinschaft dem Gesetze zu trotzen trachten und dennoch ungeschriebene, an sich ungültige – da nicht rechtlich legitimierte – Gesetze befolgen. Räuber/Räuberinnen als Gesetzlose die sich ihr eigenes Gesetz schaffen und zu ihrem Vorteil interpretieren bzw. nicht weniger als das eigtl. rechtmäßige Gesetz den Boden unter den Füßen der Unterworfenen pflügen und zurechtmachen bevor dieser betreten werden kann zeigen eine interessante Besonderheit des Sozialen – in allen Zeiten und/oder Gesellschaften – auf: es schafft sich in jedem Fall (explizite wie implizite) Regeln. Definiert man schließlich die rechtlichen Satzungen, Gesetze, Bescheide etc. als den Rahmen des Gesetzes, so erscheint das eigentliche Bild innerhalb dieses Rahmens als wiederum Ordnendes und Rahmendes, sodass in der je wachsenden Tiefe der Betrachtung der Rahmen enger zu werden scheint. Das Gesetz bildet den breiten Außenrahmen in den sich das gesetzlose Gesetz des Sozialen nahtlos einordnet, wobei diese Form der Gesetzgebung als deutlich flüchtiger und wandelbarer erscheint. So konstatiert bspw. der symbolische Interaktionismus seit Blumer und Mead entlang der Frage nach Konstruktion von Bedeutungen im sozialen Kontext

eine Prozesshaftigkeit alles Sozialen, wodurch in Interaktions- und Aushandlungsprozessen kommunikativ Rollen und mit ihnen verbundene Bedeutungsgehalte geschaffen und verändert werden. Die „Soziale Welt“ wird dabei als sozialer Zusammenhang zu dem unterschiedliches commitment vorhanden ist definiert, welcher auch eine handlungsleitende Funktion im Sinne einer Schaffung dauerhafter sozialer Konstrukte innehat, die allerdings nicht als statisch zu begreifen sind und in dispersen Arenen ausgehandelt werden, in denen RepräsentantInnen verschiedener sozialer Welten Aushandlungsprozesse anstoßen und führen. Organisationen – wie und vor allem auch Gesellschaften – bestehen im Grunde aus (sozialen) Prozessen des Organisierens, in denen es auf Antizipation von Kontingenz mit bestehenden oder sich entwickelnden Prozessen in einer „Artikulationsarbeit“ (s.g. articulation work) ankommt. Die darin nötigen Prozesse des Aushandelns können als Wirkungszusammenhang verschiedener Handlungen (z.B. Überzeugen, Anbieten aber auch Unter-Druck-Setzen etc.) verstanden und beschrieben werden, wobei sich im „structural context“ der Fortbestand der Organisation bestimmt (vgl. Strübing, 1997, S.370ff). Die in der sozialen Interaktion entstehende und zwar per se veränderbare aber nicht immer veränderliche Bedeutung, die im Handlungszusammenhang der Artikulation stets Macht in der jeweils vorherrschenden sozialen Rolle (mit-)transportiert, wird in Übereinstimmung der Vielen zur Regel/Norm erhoben, die sowohl direkt als auch verborgen strukturiert, ordnet, rationalisiert. Als die soziale Bescheidenheit tritt also das quasi-Recht – das dennoch gilt – der sozialen Bezugsgruppe in Erscheinung, die in unterschiedlicher Ausprägung das Leben des Individuums deutlicher und umfassender zu strukturieren vermag, als es ein richterlicher Bescheid je könnte. Ähnlich der Flucht vor der Zermürbung durch das richterliche Recht in den Schoß des Sozialen verhält es sich mit der Flucht vor eben dessen Gesetz in die Bescheidenheit. Das Geschwisterpaar rechtliche und soziale Bescheidenheit befördert im weiteren Verlauf die Entstehung der Bescheidenheit, die primär den sozialen Regeln geschuldet ein besonderes Instrumentarium der unmündig-Werdung anwendet²⁵. Das richterliche Recht treibt zur rechtlich offeneren Sphäre des Sozialen, welches wiederum in die

²⁵ Von daher rührt auch die proklamierte Metaphorik der „Zwillingsgeschwister“ Bescheidenheit und soziale Bescheidenheit, da eben die soziale Variante der Bescheidenheit der eigentlichen Bescheidenheit am nächsten steht bzw. häufig in gewissen Ausprägungen mit ihr überlappt.

Bescheidenheit zwingt, die allerdings in gewisser Hinsicht freiwillig akzeptiert bzw. – umgewertet als „guter“ Wert – mit bestimmter Wonne antizipiert wird.

Die Zier der Bescheidenheit bewirkt für den/die Bescheidenen/Bescheidene einen Aufstieg in der kollektiven Gunst insofern, als dass dadurch – durch die bescheidene Lebensführung etc. – eine Verpflichtung und Unterordnung hinsichtlich des sozialen Reglements illustriert und eine Anpassung an verträgliche Normalitätsvorstellungen vollzogen wird. Aus der Quelle der vermeintlichen „Normalität“ entspringen Unmündigkeit wie Bescheidenheit, die beide einer Unterordnung bei gleichzeitiger (freiwilliger) Geringschätzung der eigenen Potentiale, Wünsche, Ideen etc. entsprechen. Bescheidenheit macht und hält gering, wirft auf den Boden, entfernt die Leitern zu Höherem und entfremdet vom eigenen Ich dadurch, dass dieses Ich stets durch Moralitätskonstruktionen am kollektiven Wir verhaftet bleibt, sich selbst niemals finden, geschweige denn erhöhen kann. Dieser Vorgang des „Erhöhen“ ist indes mit besonders spitzfindiger Vorsicht zu genießen, denn bereits in der Urheberschrift sämtlicher (Sklaven-)Moral heißt es dazu: „Wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden“ (Lukas, 18,14). Nun bedarf es scheinbar dieser freiwilligen Erniedrigung um daran anschließend paradoxerweise zum Höheren geführt zu werden, wobei dieses „Oben“ im klassischen Sinne natürlich auf Gott verweist, der über den Dingen steht und dessen Himmelreich auf den/die Bescheidenen/Bescheidene zu warten scheint. Wiederum lohnt es sich den Moralhammer des Nietzsche zu bemühen, der eben jenes Motiv des erhöht-werden-Wollens erkannt und zynisch auf die bereits an anderer Stelle erläuterten Passagen zur christlichen Moral zugespitzt hat²⁶, sodass eben im Aufbegehren der Sklavenmoral das wahre Wesen in der Absicht der eigenen Herrschaft ins Licht der Betrachtung gelangt.

Auch auf Erden – der Vorstufe zum göttlichen Himmelreich – und hinsichtlich der irdischen Gesellschaft funktioniert das Prinzip der Bescheidenheit nach den selben Gesichtspunkten, die eben stets Herrschaft in irgendeiner Form als zumeist Erhöhung über die dabei zugleich Erniedrigten – Irrationalen, Amoralischen etc. – antizipieren, sodass der paradoxalen Struktur Rechnung getragen wird. Jene, die sich selbst in Form von selbstbewusst-Werdung, selbst-Erschließung und in weiterer Folge selbst-Erhöhung durch den Willen zur Macht in der selbst-Ermächtigung erhöhen, werden moralisch dergestalt metaphorisch wie faktisch erniedrigt, dass sie als die „Unteren“/„Schlechten“ gebrandmarkt den „Höheren“/„Guten“ – den

²⁶ Im Aphorismus 87 in „Menschliches, Allzumenschliches“ heißt es dazu im Wortlaut: „Lucas 18,14 verbessert: Wer sich selbst erniedrigt, will erhöht werden.“

Bescheidenen und sich selbst im Surrogat des gezwungen „Guten“ Erhöhenden – unterworfen seien. Tatsächliche selbst-Erhöhung nimmt nämlich ihren Ausgangspunkt, der zugleich auch den Weg und das Ziel in der selbst-Ermächtigung markiert, im Individuellen. Dieser/Diese zutiefst Unbescheidene strebt nach der Veredelung der je eigenen Anlagen und benötigt keinerlei Kontrapol zur Entwicklung und Abgrenzung – alles geschieht in dem einen und selben ganzen des individuellen Geistes. Er/Sie macht sich selbst größer, mächtiger, stärker um tatsächlich diese – selbst aufgestellten und definierten – Ideale in möglichster selbst-gesetzter Vollkommenheit zu erreichen. Er/Sie irrt vielleicht solange er/sie strebt, doch ist dieses tatsächliche Streben zu aller Zeit der Ruf des Innersten und Edelsten im Menschen. Jene Art der Erhöhung jedoch, die stets des Gegenpoles der Erniedrigten/Niedereren bedarf, ist die grauenhafteste Fratze der vielfältigen (und einfältigen) Erscheinungsformen der Bescheidenheit, die im verblendeten Horizont der eigenen Unmöglichkeiten einzig in der Erhöhung über die anderen – also gerade nicht über sich selbst, da ein wirkliches „Selbst“ dabei natürlich unbekannt bleiben muss – ihr jähes Ende im steten Fall ohne Aufstieg findet. Hier ist kein Irrweg erlaubt, denn der vermeintlich „gute“ Weg ist auf dem Rücken der „Schlechten“ gepflastert, die nur weiter und immer weiter in den Schmutz getreten werden und unter Beifall der johlend-blökenden Grausamkeit und Dummheit des Rudels von Menschenschafen untergehen müssten, sodass die wahrlich Schwachen zur Stärke gelangen sollten, die sie niemals erreichen werden können.

Bescheidenheit ist auf halbem Weg zur Selbsterkenntnis umzukehren und im Grunde genommen ein Ausdruck der reflexiven Verzweiflung, da sie das eigene Selbst verkleinert und darin den Ausweg sucht.

Unmündigkeit und Bildung – ein zeitloser „Klassiker“ oder: an der Nahtstelle von unmündig-Machung und unmündig-Werdung²⁷

Bildung galt und gilt als Heilsversprechen, sie ist das neue „Opium für das Volk“, das sich dürstend nach Möglichkeiten der Selbst-Entfaltung, die in erster und einziger Linie zur ökonomischen Selbst-Erhaltung degeneriert ist, an utopische Anhaltspunkte – dem Strohalm des Ertrinkenden gleich – klammert. Das geflügelte Wort Bacons, demnach Wissen Macht wäre, welches als Maxime der Moderne fortan subalternen Klassen/Schichten als kämpferisch-revolutionäres Credo eingepflanzt wurde und Missstände bzw. als schlecht/ungerecht empfundene Lebensrealitäten quasi als Prinzip per se zu verändern vermochte – so zumindest die nach wie vor (und vielleicht immer stärker) präsente Hoffnung – entwickelte sich zur „Ideologie säkularer Gesellschaften, die weder auf religiöse Transzendenz noch auf revolutionäre Immanenz setzen können“ (Liessmann, 2006, S.50f) und somit erscheint das in diesem Zusammenhang ironisch verwendete Marx'sche Opium – der Bildung als mythologisches Heilsversprechen entgegen der eigentlich aufklärerischen Implikationen – nicht allzu weit hergeholt zu sein. Zudem erscheint das Bildungsversprechen / der Bildungsmythos geradezu als kontradiktorischer Widerpart zur Unmündigkeit, die es zu bekämpfen glaubt und/oder vorgibt und dabei zu zweierlei führen kann: der Bildung als tatsächliche Chance – und damit als wirklicher Kontrapunkt – bzw. der Bildung als Unbildung – der häufigeren Variante, die bloß im Sinne der herrschenden Umstände „bildet“.

Das Platonische Höhlengleichnis – in seiner Vielfalt der Facetten – gilt als zeitloser Klassiker der Pädagogik, welchem sich zahlreiche Theoretikerinnen und Theoretiker zugewendet haben um der innewohnenden Faszination die es auszulösen vermag habhaft zu werden und für die Wissenschaft fruchtbare Lehren daraus zu ziehen. Mittels Ketten bis zur Bewegungslosigkeit fixierte Gefangene verharren im Dunkel einer Höhle und erkennen einzig schattenhafte Bilder an den Höhlenwänden, die sinnbildlich für ihr falsches „Wissen“ um die Beschaffenheit der Welt stehen. Doch in diesem statischen Zustand müssen sie nicht für alle Ewigkeit verweilen, denn ihre

²⁷ Das Kapitel „Unmündigkeit und Bildung – ein zeitloser ‚Klassiker‘“ entspricht großteils der unveröffentlichten Seminararbeit „Unbildung als ‚Einsetzen von Augen‘ wider die ‚echte‘ Bildung – oder: Wie verhindert wird, dass man es bis zur Sonne schafft“ aus dem Wintersemester 2011/12. Besagte Arbeit wurde bereits in Aussicht auf diese Masterarbeit verfasst und zudem zur Erlangung eines Zeugnisses für das Seminar „BM2 – Konstitutionsprobleme der Bildungswissenschaft“ abgegeben.

Fesseln werden gelöst werden. Doch wer löst nun diese Fesseln und warum tut er/sie/es das bzw. warum geschieht dies überhaupt? Löst sie nun gewissermaßen das ureigenste, anthropologische Streben des Menschen nach der Schönheit im Wissen selbst – und wir wissen spätestens seit Goethe dass der Mensch dabei stets der Gefahr des Irrtums²⁸ ausgesetzt ist – fallen dadurch die Fesseln wie von Zauberhand ab? Dies würde natürlich Platons Höhlengleichnis widersprechen, in welchem *jemand* – wer auch immer dies wäre – intentional und absichtsvoll die Fesseln vom Geketteten nimmt, um ihn durch das Dunkel der Höhle zur Sonne, also dem Lichte der Bildung, zu führen. Dieser *jemand* übt einen gewissen Zwang auf den vormals Geketteten aus indem er ihn einer unangenehmen, ja gar als leidvoll empfundenen Zumutung der Blendung durch die Sonne aussetzt, die einen tiefen Schmerz im bildlichen wie übertragenen Sinne impliziert, allerdings in weiterer Folge ein Gefühl der redlichsten Beglückung auslösen soll – doch warum kommt es überhaupt zu dieser Rettung?

Die dieses Kapitel kennzeichnende und als roter Faden – von dem zwar abgekommen aber immer wieder zurückgefunden werden soll – begleitende Frage des „*warum*“ soll also nach den Motiven – oder um einen bedeutungstragenden Begriff zu wählen, den Maximen – des Handelns des vermeintlichen (?) Befreiers und Führers aus dem Dunkel fragen und dies mit besonderer Berücksichtigung bzw. Fokussierung auf gegenwärtige Entwicklungen und Tendenzen im Bereich der

²⁸ Im Original des „Faust“ heißt es: „Solang er auf der Erde lebt, So lange sei dir's nicht verboten, Es irrt der Mensch so lang er strebt.“

Selbst darin kommt im „Prolog im Himmel“ die Führung Faust's durch Mephistopheles zum Ausdruck, die ihm von Gott im Zuge der bekannten Wette erlaubt wird. Das Folgen des teuflischen Führers wird an dieser Stelle äquivalent mit dem Irren im anthropologischen Streben gesetzt und in weiterer Folge durch die Überzeugung, dass eben jener irrende Mensch „in seinem dunklen Drange“, sich „des rechten Weges wohl bewusst“ wäre entkräftet. Der Führer (Lehrer?) als Teufel in böser Absicht, dem die Natur des Menschen entgegenstünde und ihm Paroli bieten könne?

Mephistopheles beabsichtigt schließlich ähnlich dem Führer aus der Höhle – wenn auch verbunden mit diabolisch-egoistischen Motiven – Faust in ein Stadium seiner selbst zu führen, das aufgrund seiner Schönheit verweilen solle (um ihn gemäß der Wette in Ketten schlagen zu dürfen) und nichts wäre, wenn man bspw. das Platonische „Symposion“ heranzieht wohl naheliegender – man verzeihe mir diesen gewagten Vergleich – als ein Verweilen in der Schönheit und Wärme des Wissens. Natürlich wird Faust als bereits Gebildeter und Wissender gezeichnet, dem selbst all seine Bildung die Qual nicht zu lindern vermag, doch könnte diese (vermeintliche) Bildung auch bloße „Ein-Bildung“ bezeichnen, die „ent-täuscht“ werden müsse. Insofern wäre Faust in der selben Höhle gefangen, mit dem einen massiven Problem das ihn im Faktor „Zufriedenheit“ von seinen Mitgefangenen unterscheidet: sein Unwissen ist geringer, jedoch sein (Halb-)Wissen – seine Halbbildung – deutlich größer und wird dadurch zum Quell von Leid und Begierde nach der gänzlichen Pracht der Sonne, die er in Ausschnitten zu kennen glaubt und antizipiert.

Die Motive des Teufels sind dabei wie bereits erwähnt klar und böse, jedoch sind jene des Befreiers aus der Höhle im Höhlengleichnis analog zur generellen Situation des Geketteten im Dunkel verhaftet und unklar.

schulischen Bildung. Zu diesem Zweck sollen die Begriffe der „Halbbildung“ und „Unbildung“ herangezogen werden, um ausgewählte Teile der Metaphorik des Höhlengleichnisses von Platon auf den gegenwärtigen Zustand des Bildungssystems (und es bedrohende Tendenzen) zu übertragen und dadurch ein humanistisches/antikes Verständnis der Bildung gegen marktförmige Tendenzen und Entwicklungen zu setzen und kontrastiert darzustellen.

Dazu werden im Anschluss zentrale Charakteristika des Höhlengleichnisses identifiziert und die Bedeutung ihrer Metaphorik beschrieben. Dabei wird der Fokus nach einer allgemeinen Betrachtung vor allem auf beinahe omnipräsente Qualen im Fortgang des Bildungsprozesses gelegt und das Motiv des „Befreiers“ und „Lenkers“ aus der Höhle näher beleuchtet um im darauf folgenden Kapitel die möglichen Motive eben jenes „Befreiers“ darzustellen. Um besagte Motive, Intentionen, Maximen in ein gegenwartsbezogenes Licht – und dieses Licht drückt gegenwärtig mitnichten die Sonne der Bildung aus – zu setzen, werden über die Begriffe der „Unbildung“ und „Halbbildung“ im Gegensatz zum klassischen humboldt'schen Bildungsbegriff Zäsuren in jenem ausgewiesen, die eine zweckfreie Bildung im Interesse einer Pragmatik der Ökonomie konterkarieren.

Das Höhlengleichnis als Beschreibung eines Bildungsprozesses

Das berühmte Höhlengleichnis im siebten Buch von Platons Monumentalwerk „Politeia“ („Der Staat“) soll metaphorisch auf einen Bildungsprozess und dessen Hindernisse bzw. Schwierigkeiten verweisen, auf die der Mensch beim Überwinden seiner Vorurteile und seines falschen Glaubens trifft. Besagtes Gleichnis ist in Form eines klassischen Platonischen Dialogs zwischen den Partizipierenden Sokrates und Glaukon verfasst und soll die *Periagoge* – die Umwendung zum Lichte der Bildung und die Abwendung von Vorurteilen – veranschaulichen, die für jedweden Bildungsprozess zwingend – und auch Zwang sollte dazu erforderlich sein – nötig ist. Im Folgenden wird eine für die Arbeit relevante Interpretation ausgewählter Metaphern angeboten und das Gleichnis selbst lediglich an Kernstellen exemplarisch rezipiert und rezitiert, was ob des hohen Bekanntheitsgrades des Gleichnisses ausreichend sein sollte.

Zentrale Metaphern im Bildungsprozess

Bildung und Unbildung

Bildung als von der Sonne verkörpert Ideal „muss nach Platon und Sokrates der Unbildung abgerungen werden, ohne je ein Gewähr zu erhalten, dass ein Rückfall ins Barbarische ausgeschlossen ist“ (Meyer-Drawe, 2008, S.46), wobei eben jene Abkehr von der Unbildung und Zuwendung zur Bildung als Vorgang beschrieben werden kann, welcher einerseits eines „Befreiers“ von den Ketten und andererseits eines Eigenengagements bzw. eigeninduzierter Anstrengung und Mühe bedarf. Bildung verweist – und dies stellt bereits eine Art Vorgriff auf den humboldt’schen Bildungsbegriff dar, der im nächsten Kapitel behandelt wird – auf zweierlei: das „Selbst“ und die das „Selbst“ umgebende Welt als Medium *der* und Einflussfaktor *auf* die Bildung. Zudem kann Bildung nie als etwas „Gesichertes“ und/oder Statisches verortet werden, denn stets bedroht die omnipräsente Unbildung in Form von Vorurteilen und falschen bis gefährlichen Vorstellungen selbst die/den Gebildete/Gebildeten und ein Rückfall – ein in kettengelegter Wiederabstieg in das Dunkel der Höhle – schwebt einem Damoklesschwert gleich über jedweder Bildung.

Das einträglische und martialisch anmutende Bild von in Ketten gelegten Gefangenen, denen beinahe jedwede Bewegung verwehrt wird, mutet bei erster und oberflächlicher Betrachtung fremd und abstoßend an und provoziert als Primärreaktion eine Abwehrhaltung. Nicht ich möchte in Ketten gelegt, nicht ich möchte bewegungsunfähig sein und somit wird das Bild unweigerlich auf „die/den Andere/n“ – was Glaukon mit seinem Ausspruch der „gar wunderlichen“ Gefangenen unterstreicht – projiziert, um sich selbst davon auszunehmen. Gerade dieses Abwehrmoment greift Platon auf indem er die Gefangenen als „uns ganz ähnliche“ beschreibt, sodass sich die Schatten der Unbildung stets über eine/einen jede/jeden legen könnten – zu dekonstruierende Vorurteile können alle treffen, selbst den weisen Sokrates der sich ebenfalls nicht ausnimmt²⁹.

²⁹ Dieses Eingeständnis der nicht-Allwissenheit und Wissbegierde des Sokrates wird zudem besonders in der bereits eingangs erwähnten Metaphorik des Zitterrochens im Dialog „Menon“ deutlich, in welchem Sokrates dem Rochen gleich quasi selbst erstarrt.

Bildung als Zwang/Zumutung/Irritation – Bildung als Fremdinitiiertes

Für den bewegungs- und horizontlos starr in der Höhle Verweilenden und einzig schattenhafte Konturen Kennenden wirkt die Höhle wie ein vertrautes – weil bekanntes und übersichtliches – Heim, das abgesehen von der Unkenntnis möglicher Alternativen aus Gründen der Gefangenschaft einfach nicht verlassen werden könnte. An dieser Stelle böte sich ein kritischer Verweis auf die Kant'schen Ursachen der menschlichen Unmündigkeit an, die mitnichten stets selbstverschuldet – im Sinne von Feigheit und Faulheit – sein müssen, sodass Unmündigkeit durchwegs auch fremdverschuldet entstehen kann. In diese Kerbe schlagend könnten die Fesseln der Platonischen Höhlenbewohner als Chiffre der „Unmündigmachung“ gedeutet werden.

Doch plötzlich betritt ein „Befreier“ die Höhle, öffnet die Fesseln aber lässt den Gefangenen nicht frei über sein weiteres Schicksal wählen – und erst ab diesem Zeitpunkt entsteht erst das generelle Freiheitspotential einer möglichen Wahl zwischen Alternativen – sondern zwingt ihn mit sich in Richtung der Sonne.

Die Entfesselung und der darauf folgende Aufstieg machen deutlich, *„dass ein Bruch mit dem sorgenfreien Dahinleben in der Geborgenheit selbstverständlicher Meinungen und wiederkehrender Sinneswahrnehmungen notwendig ist, um den Weg zur Idee des Guten beschreiten zu können“* (Meyer-Drawe, 2008, S.49), auch und gerade wenn es dazu einer gewissen Gewaltanwendung bedarf. Zur notwendigen Gewaltanwendung heißt es im Original:

„Und, sprach ich [Sokrates, C.J.], wenn ihn einer mit Gewalt von dort durch den unwegsamen und steilen Aufgang schleppte und nicht losließe, bis er ihn an das Licht der Sonne gebracht hätte, wird er nicht viel Schmerzen haben und sich gar ungern schleppen lassen?“ (Platon, 2004, Abs. 106B).

Gewalt provoziert – ähnlich dem dritten Newton'schen Axiom demnach eine Aktion stets eine Reaktion auslöst – stets irgendeine Form von Widerstand, welchen Platon in Hinblick auf die (unfreiwillige) Befreiung des Gefangen thematisiert, der sich wesentlich lieber in der Einfachheit und Sicherheit des Höhlenlebens, das sinnbildlich für seine Vorurteile und einfachen Erklärungen steht, wiegen möchte. Die angewandte Gewalt muss daher in der Lage sein, den Widerstand des vormals Gefesselten zu brechen um in ihm einen Bildungsprozess wider die falschen Deutungen und Schatten anzustoßen, der schlussendlich in der Beglückung und

dem Hochgefühl durch die Bildung – „er werde sich selbst glücklich preisen über die Veränderung“ (ebd., Abs. 106B) – mündet.

Bildung als Selbst-Bildung

Als Folge eines in erster Linie fremderzwungenen, unter Qualen stattgefundenen Aufstiegs aus der Höhle beginnt die eigentliche Selbsttätigkeit des bereits wieder in schwachen Konturen Sehenden. Der Zwang der ihm auferlegt wurde, die Qualen und Schmerzen der radikalen Konfrontation mit dem gleißenden Sonnenlicht werden sukzessive schwächer und eine Gewöhnungsphase – man könnte diese als Phase des Lernens deuten – setzt ein. Doch die Verlockungen der einst Geborgenheit suggerierende Höhle sind nicht gänzlich aus dem Kopf des Lernenden und *sich*-Bildenden verschwunden und ein inneres Bedürfnis sehnt sich nach den gewohnten und freilich leichter zu verarbeitenden Schatten, die weitaus subtiler die Iris des Auges umschmeicheln und sie nicht der Sonne gleich zur Verkleinerung – bei gleichzeitiger Erweiterung des geistigen Horizontes – nötigen. Eine Art Kampf setzt fortan ein, der die Vorurteile und Einbildungen gegen das Wissen und die Bildung in eine Schlacht um die Vorherrschaft zwingt – das klassische Motiv des Kampfes des Schattens gegen das Licht – und dem Ringen um die eigene geistige Verfasstheit entspricht. Am Ende der Gewöhnungsphase – so vermutet Sokrates im Gleichnis – würde der Mensch allerdings direkt in die Sonne blicken können und der einst Geblendete würde erkennen, dass „sie (Die Sonne, C.J.) es ist, die alle Zeiten und Jahre schafft und alles ordnet in dem sichtbaren Raume und auch von dem, was sie dort sahen, gewissermaßen die Ursache ist“ (Platon, 2004, Abs. 106B) und somit die wahre Bildung den (vermeintlich bequemeren) Vorurteilen vorziehen.

Bildung als Qual

Geblendet, gezerzt, gezwungen werden: Bildung tut wie bereits an anderen Metaphern gezeigt wurde weh, schmerzt, muss zum Teil mit einer gewissen Form von Gewalt errungen und initiiert werden – so wird der Bildungsprozess zumindest im Höhlengleichnis geschildert – und insofern könnte man durchaus pragmatisch argumentieren, dass man die Gefangenen doch im Schatten lassen solle, sofern dies für sie passend, funktionierend und einigermaßen angenehm – natürlich ist dies im

übertragenen Sinne zu verstehen, denn in gegenständlichen Ketten würden sich die wenigsten wohl fühlen – erscheint. Die den Bildungsprozess im Höhlengleichnis einleitende Entfesselung und Umwendung kann somit als Auslöser einer Art „Abschiedsschmerz“ von bereits Eingelerntem (vgl. Meyer-Drawe, 2008, S.44) verstanden werden, der den Entfesselten einnimmt sobald er sich von den bislang gültigen Dogmen – den Fesseln gleich – lösen und sukzessive mittels erzwungenem Aufstieg aus dem Dunkel entfernen muss. Doch vergessen würde dabei, neben dem Unwissen um die eröffneten Möglichkeiten einer Entfesselung, das Faktum, dass eben jenen (unmündigen) Gefangenen, denen einzig Schatten bekannt sind, in modernen Demokratien – um einen weiten Spagat von der Antike zur Gegenwart zu wagen – indirekt die Lenkung der Geschicke des Volkes anvertraut ist. Wo nur Schatten bekannt sind, können nur Schatten tradiert werden – wo Vorurteile und falsche Bewusstseinslagen keimen und Blüten tragen, können eben nur jene wieder gesät werden. Bildung wird in Bezug darauf somit zu einer zentralen Voraussetzung jedweder gelingenden demokratischen Staatsform.

Das Motiv des „Befreiers“

Ein Aufstieg impliziert unweigerlich eine bildliche wie gegenständliche Erhöhung über etwas oder jemanden, sodass u.a. deshalb die von Platon angedachte massive Ablehnung des wieder in die Höhle Hinabsteigenden erklärbar und zum Teil verständlich wird. Zudem verweist besagte prinzipielle Ablehnungshaltung auf eine Bequemlichkeit welche durch Vorurteile suggeriert und angesichts des beschwerlichen Bildungsweges in gewisser Weise auch bestätigt wird. Jedoch kann selbst angesichts eines Mangels an Wissen um Alternativen, welcher für die Höhlenbewohner kennzeichnend ist, ein in Ketten gelegtes Leben kaum als erstrebens- und lebenswert bezeichnet werden, was einen besagten Aufstieg mit vorangehender Befreiung – trotz aller Mühsal und Schmerzen – angesichts der zu erwartenden Belohnung durchaus attraktiv erscheinen lässt. Der in Ketten gelegte Gefangene der Unbildung weiß von besagten Möglichkeiten bekanntlich nichts und zieht es vor in seinem massiv eingeschränkten Horizont der Schatten zu verbleiben. Um die Möglichkeit einer Erweiterung des Blickfeldes und der Perspektiven zu eröffnen bedarf es eines „Befreiers“, einer Figur die bereits selbst das Licht der Sonne der Bildung in sich aufnehmen durfte und in die Höhle – aus Motiven die im

Folgenden noch kritisch hinterfragt werden sollen – hinabsteigt, um einen Gefangenen zu befreien, ihm nach der unvermeidlichen Blendung dabei zu helfen die Augen zu öffnen – wobei die Gefahr besteht dass der vermeintliche „Retter“ einem Sophisten gleich eher bestimmte Augen einsetzen möchte anstatt die dem Gefangenen angehörigen zu öffnen – und ihn damit zur wahren Bildung zu führen.

Motive des „Befreiers“ – Analogien zum Bildungssystem

Hinterfragt man die Motive des „Befreiers“ und geht dabei über den altruistischen und durchaus idealistisch anmutenden Tenor der Platonische Schrift hinaus, so ergeben sich zahlreiche Erklärungsmöglichkeiten, die in ihrer diffusen, uneinheitlichen Struktur der Verschiedenheit der Köpfe der Gattung Mensch entsprechen. Man stieße im Lichte gegenwartsspezifischer Aktualisierung der Eindrücke des Höhlengleichnisses³⁰ und bei Anstellung besagter Überlegung auf folgende Motive: Erhöhung über die anderen (die „Ungebildeten“) und dadurch implizierter Machtgewinn, Prestige, simple Steigerung von Jobchancen und vielem mehr, doch schließlich setzt sich im Lichte gegenwärtiger gesellschaftlicher und politischer Entwicklungen, die massive Auswirkungen auf das Bildungssystem haben, zwangsläufig das vermeintlich einzig Relevante durch und wird zum einheitlichen Bezugsfaktor³¹: Geld.

Dieses Motiv des Geldes, welches sich im Zeitalter der „Accountability“ und der Leistungstests absolut gesetzt hat bzw. gesetzt wurde, soll folgend anhand zentraler theoretischer Begriffe exemplarisch dargestellt und in seiner wirkungsmächtigen Form exemplifiziert werden.

³⁰ Die die eigentliche (nicht an einem Zweck orientierte) Intention von Bildung im Grunde umkehrt und massiv pervertiert.

³¹ Systemtheoretisch könnte man argumentieren, dass das Wirtschaftssystem mit seinem spezifischen Referenzpunkt „Geld“ das Bildungssystem mit dem (eigentlichen) Bezugsrahmen „Mündigkeit“ – und zahlreiche andere Systeme – unterminiert, in Geiselhaft genommen und unter das Diktat der eigenen systemimmanenten Logik gezwungen hat. Dadurch würde die von der Systemtheorie vermutete autopoietische Struktur des Bildungssystems – und zahlreicher weiterer Systeme – natürlich ad absurdum geführt werden und deshalb sei dies nur als Gedankenexperiment angemerkt.

Unbildung – Halbbildung – Bildung

Um den Begriff der Bildung, wie er in dieser Arbeit verstanden wird, fassbar zu machen, gilt es neben der bereits erfolgten Darstellung des Platonischen Verständnisses in aller Kürze und exemplarisch auf Wilhelm von Humboldt zu rekurren. Die berühmte Formulierung der Bildung als „letzte Aufgabe unseres Daseyns“, (Humboldt, 1980, S.235) die auf einen zutiefst individuellen Vorgang der Entfaltung der subjektiven Potentiale und Anlagen – im Original nennt sie Humboldt „Kräfte“, die es mittels Bildung zu einem Ganzen zu formen gilt – verweist und mittels einer „Verknüpfung unseres Ichs mit der Welt zu der allgemeinsten, regesten und freiesten Wechselwirkung“ (ebd., S.235) von statten geht. Der Mensch als Individuum, als ein Besonderes gilt als Ausgangspunkt und Fokus jedweder Bemühungen wodurch auch klar wird, dass es nicht *die* eine Bildung geben kann, die einheitlich über die Gesamtheit der Menschen gestülpt wird³², schließlich gilt es neben der Entfaltung der eigenen Kräfte auch „dem Begriff der Menschheit in unserer Person [...] einen so großen Inhalt, als möglich, zu verschaffen“ (ebd., S.235f) und da sich die Menschheit bekanntlich vielfältig und facettenreich präsentiert, können Einheitskonzepte und –vorstellungen keineswegs zielführend sein bzw. dem eigentlichen Charakter von Bildung entsprechend Genüge tun. Der Mensch strebt danach sich selbst und die ihn umgebende Welt besser zu verstehen und dauerhafte Insignien seines Wirkens zu hinterlassen – die Wechselwirkung zwischen „Ich“ und Welt – und somit präsentiert sich die Humboldt'sche Auffassung keineswegs weltabgewandt wie oftmals postuliert wird.

Den Gedankengang der je individuellen Bildung fasste auch Friedrich Nietzsche auf, um in bekannt brutaler Deutlichkeit zu postulieren: „Die allgemeinste Bildung ist eben die Barbarei“ (Nietzsche, 1980, S.668) und folgend 2 existierende Stätten der (möglichen) (Aus-)Bildung auszumachen. Er unterschied „Anstalten der Lebensnoth“ von „Anstalten der Bildung“, wobei er sämtliche vorfindbare dem ersten Typus zuordnete (vgl. Liessmann, 2006, S.61). Diese proklamierten „Anstalten der Lebensnoth“ sollten sich später über Anstalten der Halbbildung zu Anstalten der Unbildung und des Marktes entwickeln, die sämtliche (wahre) Bildung – der kein direkter verwertungs- und konsumlogischer Nutzen zukommt – in der Transformation zur „Ware“ Bildung in der „Wissensgesellschaft“ kategorisch ablehnten bzw. ablehnen mussten.

³² Vgl. dazu: Der jeweils individuell verschiedene, einzelne Gang des Gefesselten aus der Höhle.

Letzten Residuen des klassisch bürgerlichen Bildungsdenkens und Lehrens wurden zunächst das nötige in die Tiefe gehende Verständnis der ihm zugrunde liegenden (hoch-)kulturellen Objektivationen abgetragen – was Adorno unter dem Begriff der „Halbbildung“ zu fassen versuchte (vgl. Liessmann, 2006, S.68f) – und in ein reines Fakten- und/oder Zitate-Lernen transferiert, um über die Implikationen und hegemonialen Machtstrukturen der „Wissensgesellschaft“ über Kompetenzen und „soft skills“ endgültig als Unbildung zu Grabe getragen und als veraltet, weltabgewandt und unbrauchbar – wobei brauchbar primär mit „ökonomisch verwertbar“ synonym gesetzt wird – propagandistisch gebrandmarkt zu werden. Das Individuum als Adressat und Ausgangspunkt von Bildungsbemühungen wird unter eine generalistische Doktrin der Ökonomie/des Marktes/der Krise etc. subsumiert und ein Mantel der Pseudo-Bildung übergeworfen, denn nicht mehr „um Bildung geht es, sondern um ein Wissen, das wie ein Rohstoff produziert, gehandelt, gekauft, gemanagt und entsorgt werden soll“ (Liessmann, 2006, S.53), sodass der Markt vermeintlich floriere und der Euro rolle. Fortan wird sich nicht mehr selbst-gebildet, sondern man wird einer „allgemeinen“ Norm folgend einem standardisierten Werkstück gleich ge-bildet und geformt.

Bildung als Feind – das moderne Dunkel

Angesichts der oben skizzierten Tendenzen im Bildungssystem mutet die Zumutung der Halbbildung/Unbildung als eigentlich weitaus diabolischerer Vorgang als das dahinvegetieren-Lassen in Ketten der Vorurteile an. Schließlich könnte Halbbildung in Anwendung der Metaphorik des Höhlengleichnisses insofern verstanden werden, als dass dem Gefangenen auf halbem Weg zum Licht die einstigen Fesseln voller Wonne abermals angelegt werden würden. Er hätte schon den Sonnenschimmer – die wohlige Wärme der eigentlichen Bildung – in Ansätzen vernommen und sich ein Bild davon gemacht, den Bildungsprozess begonnen und würde mit diesem angehenden Wissen um die Vorzüge abermals den Vorurteilen und falschen Meinungen ausgesetzt, die in ihm wohl fortan die größtmöglichen Schmerzen auslösen müssten. Wohl wissend um die Falschheit der Schatten, doch der Möglichkeit ihrer Überwindung und Erleuchtung fremdbestimmt beraubt, böte sich dem Gefangenen zwangsläufig nur die Variante an, sich abermals gänzlich den Schatten zuzuwenden und den Blick gen Boden abseits der unerreichbaren Sonne

zu richten. Somit stünde er im Grunde wieder am ungebildeten Anfang seiner Gefangenschaft, doch sein innerstes Streben könnte nun fortan, einem Verdurstenden gleich der um die Genüsse einer Erfrischung nur zu gut Bescheid weiß, der einst (wenn auch nur flüchtig und kurz) erfahrenen Beglückung niemals gänzlich widersagen und würde an dieser Form der Unbildung deutlich massiver leiden als an der einstigen gänzlich vorurteilsbehafteten Variante.

Diese metaphorische Widerspiegelung der modernen Unbildung – wie sie bereits im vorhergehenden Kapitel betrachtet wurde – verweist auf eine klar fremd- und herrschaftsbestimmte Transformation des Bildungsbegriffes von einer die eigenen Kräfte und die Individualität betreffenden Aufgabe der Selbstfassung und Selbsterweiterung, hin zu einer Verwertung und Vermarktung des Individuums – und die Konsumanalogie ist bezeichnend – im Lichte (oder besser des Schattens) der Ökonomie. Den altehrwürdigen Begriff der „Bildung“, der nach wie vor in Bruchstücken eine gewisse „klassische“ Semantik impliziert und verteidigt, gilt es daher auch „zeitgemäß“ zu aktualisieren, denn „wer sich auf der Höhe der Zeit wähnt, spricht deshalb heute nicht mehr von Bildung [...] sondern von ‚Wissensmanagement‘“ (Liessmann, 2006, S.53), welches das eigentliche Moment der Bildung als Selbst-Bildung an den Pranger stellt und primär so genannte Kompetenzen verwaltet, die ohnehin ein Nebenprodukt der eigentlichen Bildung – aber dies sei nur am Rande erwähnt – wären³³.

Der Management-Begriff deutet zudem gewissermaßen auf eine zwingend notwendige (und mögliche) Fassbarkeit, Steuerbarkeit und Konditionierbarkeit der „Bildung“ hin, wodurch der Anschein eines Bedrohungs- bzw. Gefahrenpotentials entstehen muss welches der Bildung innewohnen würde. Gebildete – als in ihrer Individualität der eigenen Kräfte Grundverschiedene – würden in besagter Management-Logik Störfaktoren darstellen, weil sie sich definitionsgemäß der Berechenbarkeit entziehen und zu unerwarteten Handlungen tendieren würden³⁴.

³³ Man ziehe exemplarisch das Beispiel einer geforderten „Teamfähigkeit“ heran: Wo könne man diesen „Soft-skill“ schließlich besser „erwerben“ (dies sei an dieser Stelle zynisch zu verstehen), als bspw. bei kontemplativer Erfahrung eines Orchesters, in welchem sich die Einzelinstrumente perfekt und harmonisch zu einem großen Ganzen fügen?

³⁴ Hier sei nur kurz auf den Begriff der „Spontaneität“ als Feind totalitärer Herrschaft bei Hannah Arendt verwiesen, der in den folgenden Kapiteln der Arbeit näher thematisiert wird.

Bildung als tatsächliche Hoffnung?

Bildung hat man nicht, Bildung kann man nicht einer Ware gleich „erwerben“, man kann sie nicht besitzen oder ihrer völlig habhaft werden, aber man kann sich ihr nähern um sie schlussendlich in der Fülle ihrer Facetten und eröffnenden Potentiale zu erkennen und sie kontinuierlich anzustreben. Allerdings – und darauf verweist Platon im Höhlengleichnis – kann man auch Rückschritte machen und (vermeintliche) Bildung jederzeit wieder durch unreflektiertes Denken und Verhalten gewissermaßen verlieren und in das Dunkel der Höhle hinabsteigen.

Dieses Kapitel sollte Tendenzen aufzeigen, die es Menschen fremdverschuldet schwierig bis unmöglich macht eine Bildung anzustreben, die rein der Entfaltung ihrer eigenen Kräfte, Interessen und Talente entspräche und denen bewusst und absichtsvoll ein falsches Bewusstsein von Bildung als primär ökonomisches Gut – die moderne Form der Platonischen Ketten – aufoktroziert werden soll.

So bleibt doch schließlich – um die Faust-Analogie vom Beginn des Kapitels wieder aufzugreifen – die Frage bestehen, inwiefern der sinnbildliche Teufel doch eine eher zahnlose Macht, die „stets das Böse will und stets das Gute schafft“, bleibt und ob selbst bei Omnipräsenz von die Bildung konterkarierenden Prozessen nach wie vor die Möglichkeit bestehen bleibt, die Sonne zu sehen und sich einer Pflanze gleich nach ihr zu orientieren.

Vergessen werden sollte bei allen entmutigenden Tendenzen allerdings nicht die potentielle Möglichkeit einer Veränderung hinsichtlich der Rahmenbedingungen, welche den Bildungsprozess beeinflussen und/oder steuern, sodass die Hoffnung nach einer Umkehr der Motive des potentiellen „Retters“ aus der Höhle aufrechterhalten werden sollte.

Auswege

Abschließend gilt es entgegen dem dargestellten Dunkel das sich doch tatsächlich „Aufklärung“ nennt – plakativ gesprochen – einen möglichen Lichtstrahl am Horizont zu identifizieren, welcher die in allen Bereichen omnipräsente Unterminierung und Auslöschung von Freiheitspotenzialen – zumindest im Kleinen – wenn schon nicht bekämpfen, so doch erträglicher machen könne. Als ein solches hoffnungsstiftendes Kriterium ließe sich – auch in Kenntnis der Paradoxie – analog zu einigen Ansätzen in der Arbeit doch tatsächlich nur die „Hoffnung“ identifizieren, denn genau nach Habhaftwerdung dieser menschlichen Grundkonstante trachtet doch die verklärte Aufklärung schlussendlich in ihrer Quintessenz. Was läge nun also näher, als in dem Ziel dieser „Aufklärung“ ihr mögliches Ende zu suchen?

Positivistische (Pseudo-)Aufklärung bekämpft – wie die Arbeit dargestellt hat – in ihrer Gesamtheit den „[...] Feind, der bereits geschlagen ist, das denkende Subjekt“ (Adorno, 2010, S.158) und eröffnet die Freiheit, als Freiheit in „[...] allen Sparten als die Freiheit zum Immergleichen“ (ebd., S.158). Ein Zustand der Freiheit, der verschiedenste Denkräume und somit Hoffnungspotenziale eröffnen würde, soll bis zur Unkenntlichkeit verkleinert und schlussendlich kontrollierbar gemacht werden. Hoffnung kann somit als Feind der Pseudo-Aufklärung per se deklariert werden und impliziert somit vielleicht tatsächlich etwas wie eine generell mögliche Hoffnung und Freiheit, die im Gegensatz zur Deutung Adornos eventuell noch nicht gänzlich geschlagen wurde und sich in der Spontaneität des Menschen – also in seiner eigentlichen und noch unbeherrschten Natur – äußert. Denkräume und Hoffnungen sollen zerstört werden und daher wird im Folgenden als Widerpart die Hoffnung und mit ihr die konkret werdende Utopie bzw. der Ausdruck selbiger in der Kunst als Feind der Pseudo-Aufklärung und somit als tatsächliche generelle Hoffnung in ihrer transitiven Kraft dargestellt.

Prämissen

Die im Anschluss dargestellten denkbaren Lichtstrahlen, die Auswege aus einer fremdverschuldeten und verselbständigten Unmündigkeit als Auflösung des Individuums, rekurren auf 2 Urfähigkeiten des Menschen die ihm – um in Kenntnis und bewusster Anwendung der Paradoxie dahingehend mit Kant zu sprechen – a

priori zugrunde liegen: Die Spontaneität der Triebe in der möglichen Loslösung des Geistes von allen gemachten und determinierenden Umständen und der Kritik als Fähigkeit des trennenden und scheidenden Geistes, der sich selbst in seiner Natur erkennen und gegen die Lebensbedingungen erhöhen und somit diese Bedingungen in weiterer Folge transzendieren kann. Spontaneität und Kritik werden im Folgenden in ihrer Stellung hinsichtlich des durch sie geschaffenen Potentials in der Utopie/Kunst erkannt und beschrieben bzw. als prototypische Hoffnungspotentiale wider die alles-determinierende, verselbständige (Un-)Vernunft verortet.

Die Spontaneität der Triebe

An dieser Stelle wird mit Hannah Arendt der Bogen zu dem einleitend erwähnten vermeintlich „perfekten“ Anthropos im Paradies gespannt und gerade die „unperfekte“ Äußerung der letzten Residuen ungezähmter Natur als Hoffnungsursprung dargestellt. Ausgehend von einem Revolutionsbegriff im weiteren Sinne, der nicht bloß in einer Umstürzung von Staatsformen zu begreifen sondern als Ausdruck der innersten Spontaneität von Menschen erweitert wird, soll in dieser besonderen Form der Revolution eine Möglichkeit der Überwindung der Unmündigkeit gesucht werden.

Lenin konstatiert eine besondere Relevanz von Revolutionen im unterbrochenen Fortgang der Menschheit in der Geschichte, da sie „stets inhaltreicher, mannigfaltiger, vielseitiger, lebendiger, ‚vertrackter‘, als die besten Parteien, die klassenbewußtesten Avantgarden der fortgeschrittensten Klassen es sich vorstellen“ (Lenin, 1966, S.82f) sein würden, wobei Feyerabend den Satz und die Feststellung von Parteien und Klassenavantgarden auf HistorikerInnen und MethodologInnen überträgt (vgl. Feyerabend, 1986, S.13) – revolutionäre Wissenschaftler/Wissenschaftlerinnen als die inhaltsreicheren ihrer Zunft. Diese Art des breiten Revolutionsverständnisses geht von Individuen aus, die die Revolutionen prägen und entgegen einer dominanten Weltsicht in irgendeiner Form die eigene Vorstellungs- und Gedankenwelt in Stellung bringen bzw. zu bringen versuchen. Wie bei Luxemburg, Lenin und Feyerabend sind es vor allem diese Revolutionen, Entwicklungssprünge wider die stets fortschreitende Konstanz und Teleologie von denen sich Arendt angetan zeigt und die sie kontradiktorisch zu den spezifischen

Fehlentwicklungen der modernen Massengesellschaften – in denen das „Gesellschaftliche“ und v.a. „Ökonomische“ durch Unterminierung des „Politischen“ und mit ihm der deliberativen Vernunft an rasender Bedeutung gewinnt – stellt. Sie spricht von einer „Tyrannei des zwangsläufigen Schlußfolgerns“ (Arendt, 1991, S.723) als innerer Zwang unseres Verstandes, „mit dem wir uns selbst in den äußeren Zwang des Terrors einschalten“ (ebd., S.723), also einer grundsätzlichen Machtbeziehung in Verschränkung des Innen mit dem Außen. Ein äußerer Zwang der einer unmündig-Machung in Form gesellschaftlicher Ordnungssysteme – Disziplinierung und Biopolitik – entspricht und schlussendlich vollends mit inneren Zwängen der Unmündig-Werdung zu einem totalitären System ohne jedwede direkte Führung verschmilzt. Ein zunächst herrschaftsförmig in Richtung der Subalternen wirkender und sich verselbständigender Prozess in der deduktiven Logik jedweder Ideologie wird in den bis zur Unkenntlichkeit verwischten postmodernen Pseudo-Identitäten deutlich, die beständig zu einem Geständnis der Prämissen zwingen. So flüstert die Ideologie des aufgeklärten Menschen nachhaltig das Credo der rationalen Vernunft und schreit mit hallender Diktion die pure diabolische Ratio des „du darfst dir nicht selbst widersprechen“ (Arendt, 1991, S.722) in andauernder Wiederholung in die Köpfe. Weil du ein aufgeklärt-denkender Mensch bist, *musst* du das Rationale vom Irrationalen trennen, *musst* du einen Glauben an was auch immer – und dabei besonders die Hoffnung außerhalb eines rationalen Systems – verächtlich betrachten, *musst* du die Welt erkennen und sie als unveränderlich Gegebenes betrachten, *musst* du Metaphysik ablehnen, *musst* du konsumieren etc. und dann – aber nur dann – darfst du zugerichtet individuell als Gleicher/Gleiche unter Gleichen sein.

Das einzig denkbare Gegenprinzip wider den sowohl von außen als auch innen auferlegten Zwang – die vielseitige und bereits umfassend dargestellte innere wie äußere Kontrolle – ist parallel zur Möglichkeit der Flucht aus totalitären Systemen bei Arendt auszumachen. Es gilt das eigentümliche Wesen der Revolutionen als Ereignisse zu begreifen, die dazu befähigten eine geschichtliche Kontinuität zu durchbrechen und dadurch geradezu eine Art Neuanfang in der Geschichte zu ermöglichen. Dazu bedarf es dessen, was sie die „Spontaneität“ genannt hat: Der menschlichen Fähigkeit aus seiner unveränderlichen Vergangenheit (der Geschichte) und fremd-vorbestimmter Zukunft – die dabei nicht weniger unveränderlich

erscheinen muss – herauszutreten, die infinite Reihe zu durchbrechen und ihre Gesetzmäßigkeiten abzulegen. Es wird durch dieses menschliche Urvermögen gewissermaßen möglich, eine evolutionäre Kette geradezu revolutionär zu durchbrechen um dieser neue Glieder im Sprengen der alten hinzuzufügen. Das A muss fortan nicht gänzlich automatisch und einer Maschine gleich zum B führen um plausibel zu sein, denn an einem potentiellen Erkennen der inkorrekten Prämissen von A sollte Gesellschaft wie Wissenschaft – auch im Sinne der Logik – doch eigentlich mehr gelegen sein als an einem sturen Festhalten an Automatismen und nicht hinterfragbaren Schlüssen die sich im aufklärerisch-dogmatischen Kleid als Wahrheit tarnen.

Kritik

Der Terminus der „Kritik“ – der in dieser Arbeit bereits häufig genannt wurde und deshalb an dieser Stelle einiger Erläuterungen bedarf – stellt einen vielbemühten und oftmals sehr diffus verwendeten Begleiter zahlreicher Texte, Abhandlungen, Theorien, Paradigmen etc. dar und verweist im ursprünglich griechischen Wortsinn auf eine gewisse Unterscheidung und Trennung bzw. im wissenschaftlichen Gebrauch auf ein reflexives Moment und eine Art Methode der „Wahrheitsfindung“. Dazu setzt die Kritik, wie es Kubac anschaulich auf den Punkt bringt, „unterscheidend, abwägend und aussondernd dort ein, wo das Denken das, was jeweils der Fall zu sein *scheint*, gedacht zu haben glaubt [Kursivsetzung, C.J.]“ (Kubac, 2007, S.11), sodass als das eigentlich kritische Moment der Kritik die Destruktion und Wiederaufbrechung eines bereits abgeschlossenen Denkvorganges oder eines getätigten Handlungsvollzuges ausgemacht werden kann. Zudem benötigt jedwede Kritik (zumindest) ein bestimmtes Kriterium, welches ihre Relevanz und Angemessenheit legitimiert, bzw. anhand dessen die Kritik als solche tatsächlich erkennbar wird.

Etliche wissenschaftliche Anschauungen unterscheiden sich von anderen in ihrer (vermeintlich) „kritischen“ Grundhaltung, die allerdings different und in immenser Breite ausgeformt vorzufinden ist. So enthält der Popper'sche „Kritische Rationalismus“ die „Kritik“ im Namen um sich im bereits erwähnten klassischen Sinne von einem anderen Verständnis zu unterscheiden, wobei im Falle der „Kritischen

Theorie“ der Frankfurter Schule die „Kritik“ nicht als bloße Unterscheidung gebraucht, sondern in den Rang einer wissenschaftlichen Anschauung erhoben wird, mittels derer eine eben „kritische“ wissenschaftliche Analyse der gesellschaftlichen Bedingungen abseits etwaiger Ideologien, Hörigkeiten oder Dogmatismen gewährleistet werden soll. Die „Kritische Theorie“ kann so als eine praktische Philosophie bestimmt werden, deren Ziel es ist, gesellschaftliche Veränderungen anzustoßen um den Menschen in seiner Souveränität und Selbstbestimmung zu fördern. Zu diesem Zweck ist die „Kritik“ der vorherrschenden Bedingungen – im Anschluss an die Zugänge von Marx, Engels, Hegel, Freud et. al. – sowie die Ablehnung eines „bürgerlich-positivistischen“ Wissenschaftsverständnisses – welches in diesem Sinne nur bestehende Zustände beschreiben und tradieren aber nicht zu verändern trachten würde – zentral.

Die generelle Stärke der Kritik als etwas Trennendes ist ihrerseits untrennbar mit der Interpretation des zu kritisierenden Aspekts verbunden, wobei Kritik und hermeneutisch-interpretatives Vorgehen – welches stets einen besonderen und individuellen Blick auf das Geschehen wirft und bereits bei einem Blick auf die Ursprünge der Hermeneutik deutlich wird – selbst im Fokus der Kritik von anderer Seite und dabei besonders der positivistischen Wissenschaft stehen. Das Interpretieren (lat. interpretari bzw. griech. hermeneuin) meinte in seiner ursprünglichen Form das Vermitteln, Verkünden, Erklären und Auslegen von Botschaften der Sphäre der Götter durch den Boten Hermes, der zwischen Göttern und Menschen zu vermitteln hatte, indem er sie in die Sprache der Sterblichen übersetzte (vgl. Gadamer, 1974, S.1061-1073). Diese Metapher des Götterboten könnte man auf die zeitgenössische Hermeneutik (und daran anschließend auf die Kritik) dahingehend übertragen, dass ein gewisser Sinnzusammenhang aus einer „anderen Welt“ (der individuellen oder gesellschaftlichen Sphäre des Untersuchungsgegenstandes) in die eigene (jene der wissenschaftlichen Auseinandersetzung damit) übertragen, interpretiert und kritisiert wird. Der durch die zahlreichen Attacken bereits in Anfängen verwesende Kadaver Mythos scheint angesichts der Götteranalogie – wie die Geier der Ratio die darum kreisen – nicht fern zu sein und eine Interpretation des „Göttlichen“, das durchaus auf selbst-Geschaffenes zu verweisen vermag, scheint angesichts des Todes Gottes durch das kollektive „Wissen“ überflüssig, gar lächerlich zu sein.

Man betrachte bloß die Zumutungen des angestregten Kopfes, der sich in der Übung einer Interpretation, ja gar einer Kritik verliert und nicht auf rasanten Fortschritt im Vorankommen in irgendeiner Form, sondern – Gott bewahre! – auf Rückbezug in der bzw. Dekonstruktion durch die Kritik ausgerichtet ist: Dieser wird voller Grauen begutachtet, isoliert, angeprangert. Gesetzt dem Fall etwas bringt nicht voran, liefert keine positiven Ergebnisse in der Verpflichtung zum teleologischen Fortschritt ohne Ziel, dann legt sich stets der trübe Nebel des Irrationalen darüber. Ausgelöscht wird die Kerze der Laterne des „tollen Menschen“, den trotz eines helllichten Tages fortan das Dunkel umgibt in dem er irrend keinen Gott – lebend oder tot – mehr finden könne, da die Ratio des Allwissenden das Wissen darüber verneint und den Begriff eines Gottes und mit ihm eines Menschen leugnet. Denn die Suche nach einem Gott entspringt doch stets einer Suche nach dem Wesen des Menschen³⁵, was bei Nietzsche in „Der tolle Mensch“ durch die Übernahme der Metaphorik Diogenes – der mit eben derselben Laterne nicht Gott sondern den Menschen suchte – deutlich zum Ausdruck kommt. Nietzsche sucht gleichfalls auch nicht nach Gott, der aus guten Gründen getötet wurde, weiters intendiert er wie bereits an anderen Stellen gezeigt wurde keine Schaffung eines neuen Gottes. Vielmehr solle jeder/jede selbst zu seinem/ihrer eigenen Gotte/Göttin werden, der/die als Leitbild wider das Nichts das eigene Selbst in seiner ursprünglichsten Form setzt und als das wahre „Gebet“ die Bewusstmachung des eben jenen Selbst verortet. Das Individuum als Gott bzw. die vielen Individuen als viele Götter transzendieren in all ihrem mythischen Gehalte und in Äußerungen ihrer spontansten Natur paradoxerweise den im Logos verschleierte(n) (tatsächlich herrschenden) Mythos und vermögen somit die Utopie wider das vermeintlich Faktische – dem Gotte gleich – zu schaffen.

³⁵ Dies kommt auch in der gängigen religiösen – zumindest der sich in der Tradition von „Adam und Eva“ entwickelten – Vorstellung des Menschen als „Ebenbild“ Gottes zum Ausdruck.

Hoffnung und konkrete Utopie

Denken, als die jedweden nicht-intuitiven Handeln zugrunde liegende Macht, ermöglicht es dem Individuum die eigene Lebensrealität im Sinne einer grundsätzlichen Bewältigbarkeit angemessen zu erkennen, sie in einen Kontext zu stellen, zu analysieren, diese zu hinterfragen und sie gegebenenfalls – sofern dies aufgrund verschiedenster exogener und auch endogener Faktoren möglich gemacht wird – in gewisse Richtungen zu lenken. Allerdings kann dem Denken als Verstandesleistung nicht nur das reine Handlungsmotiv induziert werden: Denken bedeutet auch immer Entkommen aus dem Gegenwärtigen sofern der Horizont der Denkarbeit die Sphäre des unmittelbaren Geschehens verlässt und vergangene Ereignisse rezipiert oder zukünftige Ereignisse antizipiert.

Auf ebenjenes Motiv des „Entkommens“, der „Flucht“ oder in größerem Maßstab gesprochen der Antizipation des nicht-Gegenwärtigen zielt der Utopiebegriff, der fortan ins Zentrum der Überlegungen gestellt wird. Im allgemeinen Sprachgebrauch ist der Begriff der Utopie verstärkten Denunziationsversuchen ausgesetzt, verweist er in diesem Kontext doch auf schwärmerisch-verträumte naive Ideen, surreale Vorstellungen oder schlicht und einfach unrealistisches, nicht mit der vermeintlichen Empirie korrespondierendes – also im Sinne der Gegenwartstradition dadurch „unnötig“ gewordenes – Gedankengut, verlassen wir uns doch lieber auf konkrete Handlungsanweisungen und Vorgekauptes, bis in jegliche Untiefen trivialisiertes Wissen, anstatt unseren eigenen Geist zu bemühen bzw. werden durch vielfältige Tendenzen und Prozesse eben daran gehindert. Von der Norm und Realität abweichende Phantasie, die als kreative Basis des Menschen gewissermaßen die Voraussetzung der Utopie darstellt, verkommt zu einer Negativleistung und wird unter dem Diktat des ökonomischen Denkens als etwas kindlich-Irrationales diffamiert. Vergessen bzw. bewusst ausgeklammert wird dabei das immense Potential, das Utopien jeglicher Art in sich tragen, sofern sie treffend übersetzt auch die faktische Realität in irgendeiner Form – und wäre es nur im Anstoßen individueller Denkvorgänge – zu tangieren vermögen.

Das Begriffsfeld der Utopie

Einen angemessenen, konkreten Begriff der Utopie zu entwickeln mutet ob der langen Geschichte und der zahlreichen inhaltlich divergierenden Vorstellungen die damit einhergehen als sehr schwierig an, dennoch gilt es einer angemessenen Auseinandersetzung willen einen notwendigen inhaltlichen Rahmen, was als Utopie bzw. als politische Utopie gelten kann und was diese kennzeichnet, zu definieren.

Der Begriff Utopie (griechisch, οὐτοπία – utopía „der Nicht-Ort“) entstammt dem Titel „De optimo rei publicae statu deque nova insula Utopia“ („Vom besten Zustand des Staates oder von der neuen Insel Utopia“) des 1516 erschienenen Romans des Engländers Thomas Morus der darin eine ideale Gesellschaft beschreibt, mit deren Hilfe er seinen Zeitgenossen/Zeitgenossinnen einen kritischen Spiegel vorhält und auf negative Entwicklungen und Tendenzen – durch Schaffung eines vermeintlich optimalen Gegenentwurfes – hinweisen möchte. Dieser Klassiker des Utopie-Genres kann als Raumutopie bezeichnet werden, da dadurch ein ideales Gemeinwesen an einem nicht erreichbaren, literarisch geschaffenen Ort entworfen wird, während Zeitutopien „zeitliche Dimensionen durchschreiten ohne den Ort, von dem aus geschrieben wird, zu verlegen“ (Castro Varela, 2007, S.34). Eine Utopie stellt ein Gedankengebilde dar, welches einen derzeit gegenständlich nicht existenten Zustand eines Staates, einer Ökonomie, einer Gesellschaftsform entwirft und im Sinne der Raum- oder Zeitutopie sowohl auf einen entlegenen Ort als auch auf eine entfernte Zeit verweisen kann.

Utopien, deren Quell wie eingangs erwähnt das menschliche Denken in Form von Reflexion und Antizipation darstellt, kommen genau dann in ihrer deutlichen Kraft zum Ausdruck, wenn „Denken und Sein, Möglichkeiten und Wirklichkeit sich im krassen Missverhältnis befinden“ (Maresch, 2004, S.7), also in Konflikten des Seins mit dem Sollen oder schlichtweg in der Hoffnung auf Veränderung der gegenwärtig vorherrschenden Umstände bzw. in der zumindest gedanklichen Flucht aus ebenjenen Umständen. Menschen brauchen Visionen und Bilder von einer vermeintlich besseren Zukunft und aus Utopien können diese – wie durchaus ähnlich auch der Religion – geschöpft werden, woraus in weiterer Folge eventuell Perspektiven erwachsen, die das Denken und Handeln entscheidend prägen können.

Erschöpft sich eine Utopie nicht allein in der Beschreibung eines entfernten Ortes oder einer anderen Zeit – was eher als Domäne der Science-Fiction-Literatur gelten kann – sondern stellt die kritische Reflexion der gegenwärtigen Verhältnisse in den Mittelpunkt und zeigt direkt oder indirekt die Differenz des Ideals mit der Realität auf, dann kann sie als politische Utopie gelten.

Kritik als zentrale Funktion der politischen Utopie, in welcher die Missstände des Hier und Jetzt reziprok auf eine idealisierte Gesellschaft übertragen werden (Castro Varela, 2007, S.35), dient dem Ausdruck von Ablehnung und stellt eine Praxis des Protestes wider das Jetzt dar. In den politischen Utopien steht der aktive und im Auftrage seines/ihres Selbst handelnde Mensch als Sinnbild für jedweden kritischen Geist der einen/eine jeden/jede erfüllen kann im Zentrum, da „ihm die Utopisten die Möglichkeit zuschreiben, seine Gegenwart und Zukunft selbst und aktiv zu gestalten“ (Heyer, 2006, S.257). Gerade diese aktive Rolle und des damit einhergehenden selbst-induzierten Handelns unterscheidet laut Mannheim die Utopie grundlegend von einer Ideologie. Er verwendet in seiner Argumentation die Begriffe der Utopie und der Ideologie insofern verwandt, als dass sie die Eigenschaft der „seinstranszendenten“ Vorstellung, also Vorstellungen die mit der gegenwärtigen Lebensordnung nicht zusammenfallen (vgl. Mannheim, 1929, S.171f), teilen und auf diesen gemeinsamen Nenner rekurren bzw. antizipieren. Utopien schreibt er im Gegensatz zu Ideologien allerdings gewisse Strukturen des aktiven Handelns zu, sodass diese im Zusammenwirken verschiedenster Kräfte realisiert werden können, bzw. auf eine Realisierung per se, durch Ausführen bestimmter Verhaltensmuster oder Handlungsformationen, hingearbeitet oder einfach durchaus aktiv angestrebt werden können. Das gegenwärtige Sein soll „durch Gegenwirkung in der Richtung der eigenen Vorstellungen“ (ebd., S.172) transformiert werden. Ideologien dagegen trachten niemals nach der konkreten Umsetzung oder der Veränderung, sondern dienen in erster Linie als Täuschungsvorstellungen die die Realität verdecken sollen – beinhalten also per Definition kein Moment der Transformation. Zudem verschmilzt in Ideologien zumeist der/die Einzelne mit der Masse, wodurch in ihr ein kollektiver und nicht wie bspw. bei Nietzsche ein individueller Wille wirken solle. Durch diese spezifische Begriffskonstellation soll bei Mannheim der Subsumierung der Utopie als grundsätzlich nicht-verwirklichtbares und somit als vernachlässigbares Konzept, so wie sie im allgemeinen Sprachgebrauch gerne praktiziert wird, vorgebeugt und dem Utopiebegriff an sich Tribut gezollt werden.

In diesem Zusammenhang beachtet werden muss allerdings, dass politische Utopien per se nicht als gesamtgesellschaftlicher Entwurf gelesen werden können bzw. nach der kompletten Restrukturierung jedweder politischer oder gesellschaftlicher Verhältnisse trachten. Ferner sind nicht sämtliche Utopien unter dem Lichte einer tatsächlichen Umsetzung verfasst und viele Utopien erheben auch keineswegs den Anspruch ihrer Realisierung – bzw. sind auch unter dem Vorwand des Unmöglichen verfasst – was die Definition von Mannheim eher ausklammert.

Die primäre Funktion der politischen Utopie kann im Sinne der Begriffsverwendung in dieser Arbeit demnach folgendermaßen verortet werden:

- 1.) In der Gegenwartskritik und nicht primär (auch wenn natürliche gegenteilige Werke existieren und durchaus Ansprüche dahingehend gestellt werden) in einem konkreten Handlungsentwurf oder dem Anspruch einer direkten Umsetzung.
- 2.) Als ein Hoffnungsstiftendes in der Selbst-Ermächtigung des Individuums wider die Ideologie des Zwanges zu einzig Antizipation und Reflexion.
- 3.) Als Hoffnung auf ein nicht mehr Flüchten-Müssen und Hoffen-Müssen im Sinne der gänzlichen Fassbarkeit der Gegenwart, die nicht im selben Atemzug auf ein Entkommen-Wollen drängt.
- 4.) Schließlich und endlich als neben und in Anwendung der Spontaneität geradezu einziges transformierendes Element der Möglichkeit einer Veränderung der beinahe perfekt rationalisiert-aufgeklärten Welt.

So wird die Utopie als Ausgangspunkt einer Kritik an Gegenwärtigem, das aufgrund bereits dargestellter Faktoren nicht er-lebbar gemacht wird, in der Antizipation des Zukünftigen zugleich auch zur Hoffnung auf das Gegenwärtige schlechthin, welches nicht mehr schmerzlich im Nebel einer omnipräsenten Verklärung diffus erscheinen sondern konkret und „lebbar“ als Ausdruck eines tatsächlich aktiven und individuellen Willens werden soll.

Utopisches bei Nietzsche und Bloch

Die Nietzscheanische „Fernstenliebe“ als kontradiktorischer Gegenentwurf zur christlichen Nächstenliebe deutet eine Liebe zur Utopie im Streben nach dem Möglichen aber noch nicht Realisierten an, das bei Nietzsche im Potential zur Transformation des Menschen zum Übermenschen liegt. Das Christentum in seinem stets auf Sünde reflexiven und bloß in der Sünde (in Bezug auf eine zu erwartende Strafe) antizipativen Bewusstsein erschöpft sich auch in der Gegenwartsbetrachtung in reflexiven/antizipierenden Operationen, die im versprochen „guten“ Mitleid mit anderen eine vergangene Schuld tilgen, eine zukünftige bereits präventiv mindern sollen und dabei den eigentlichen „Wert Mitleid“ im – auf das vermeintlich intendierte Helfen in puncto anderer erscheinenden – projizierten Egoismus konterkarieren. Aus Mitleid wird Mit-Leid das es in Bezug auf sich selbst und nicht wie geheuchelt wird aus Liebe zum Nächsten zu lindern gilt und die vermeintliche Nächstenliebe erstarrt in der Karikatur einer egoistisch-narzisstischen Selbstliebe, die aus Angst vor dem Vergangenen und noch Kommenden geboren wurde.

Allerdings schwebt selbst in der omnipräsenten Furcht vor der Strafe Gottes im Jenseits der hoffnungsvolle Tenor – schwach und zart zwar – doch unüberhörbar stets mit und eine bessere Zukunft jenseits aller Sünden und allen Leides wird antizipiert. Sinnbildlich dafür steht die Sade'sche Justine, die stets antizipativ auf eine Erlösung im Jenseits des Glaubens hofft um somit demütig (und bescheiden!) ihr Schicksal tragen zu können. Juliette hingegen stellt sich wider jedwede Transzendenz, in ihr gibt es keine Hoffnung und somit kein Potential der Transformation und Entwicklung. Die Fernstenliebe erstarrt nun nicht in blinder Hoffnung auf eine wie auch immer geartete Erlösung durch ein höheres Wesen, sie will selbst dieses höhere Wesen schaffen, das den Fernsten in der „Liebe zum unentdeckten Land“ – der Liebe zur Utopie – sucht und hervorbringt (vgl. Nietzsche, 1999, S.100).

Der Mensch kann keinen Gott schaffen, er soll auch keinen Gott schaffen, da dieser Menschenfeind, dieser Prediger des „Einen und Vollen und Unbewegten und Satten und Unvergänglichen“ (ebd., S.70) ein einziges Prinzip über die Welt und den Menschen legt – ein Prinzip das aus Feindlichkeit gegenüber der Selbstermächtigung und Selbstgesetzgebung im Sinne einer Selbst-Vergegenwärtigung unausweichlich Leiden schafft. So spricht Zarathustra von einem

Unverwundbaren, einem Unbegrabbaren und Felsensprengenden das dem Menschen gewahr wäre und doch durch die Pseudomoral der nicht nach Veränderung trachtenden Christen (Bürger) verborgen bliebe: „[...] das heißt *mein Wille* [Kursiv im Original]“ (ebd., S.92).

„Mein Wille geschehe“, so lügt auch der Priester von der Kanzel der falschen Hoffnung. Falsch insofern, als dass die Lüge bereits im *fremden* Willen (Gottes Willen) auf ewig fortgeschrieben und nicht Ausdruck des individuellen Wollens sei. Es kann kein Gott, aber sehr wohl ein Übermensch geschaffen werden, der dieses Wünschen – bzw. diese Art des Wünschens wider die rationalisierten Wünsche – zum Prinzip erhebt (vgl. Bloch, 1985, S. 1602ff) und dieser Übermensch ist nichts Unerreichbares, er ist greifbar und somit soll das vermeintliche „Ding an Sich“ als „Ding an Mich“ erst erschaffen werden (vgl. Nietzsche, 1999, S.69ff). Das Wollen im Willen befreit, es öffnet (fremd) verschlossene Türen, es antizipiert in der Gegenwart: die Utopie als Wille befreit.

In eine durchaus ähnliche Kerbe schlägt Bloch in seinem „Prinzip Hoffnung“, denn eine zu Ende getriebene und konsequent das Gegebene überwindende Kunst stellt für ihn die Utopie dar, welche zum Zentralbegriff seiner Philosophie avanciert ist. Jedoch versteht er den Begriff im Gegensatz zum gewissermaßen seit Morus „klassischen“ und obligatorischen Äquivalent oder gar Synonym der Utopie als Staatsroman viel breiter und konstatiert, dass die Fülle der menschlichen Fantasie gerade nur durch die Utopie erforschbar und annäherungsweise zu fassen wäre (vgl. Bloch, 1985, S.14). Utopie verstanden als Staat bzw. Staat als notwendige Bedingung einer konkret möglichen Utopie – wobei der reale Staat selbst auch als etwas Utopisches betrachtet werden könnte – impliziert auch eine gewisse Ideologie und Identitätskonstruktion, die den Staat spätestens mit Hobbes absolut setzt und ihn dadurch unersetzlich macht. Ein archaischer Zustand des Kampfes zwischen blutrünstigen Wölfen³⁶ in welchem jeder gegen jeden im Naturzustand zu bestehen hätte und dadurch der Leviathan Staat gegen die omnipräsente Gefahr des Behemoth in Stellung gebracht werden müsse suggeriert dabei implizit wie explizit eine zwingend notwendige Dressur, Disziplinierung und Unterordnung des Menschen

³⁶ „*lupus est homo homini*, non homo, quom qualis sit non novit.“ – „Ein Wolf ist der Mensch dem Menschen, nicht ein Mensch, wenn man sich nicht kennt.“

Dieses ursprünglich aus der Feder des Römischen Dichters Titus Maccius Plautus stammende Zitat erlangte in der Hobbes'schen Variante als Polyptoton „*homo homini lupus*“ („Der Mensch ist des Menschen Wolf“) große Aufmerksamkeit.

unter eine kollektive (und apersonale) Macht – der Wolf bedarf wie suggeriert wird eines Hirten und seines Stabes, der ihn davon abhält die anderen Wölfe des Rudels zu attackieren.

Die „Aufklärung“ und das ihr inhärente und zu Grunde liegende Fortschrittsdenken könnte prinzipiell auch als Ausdruck einer Utopie gedeutet werden, jedoch einer Utopie die durch ökonomisch-wirtschaftliche Maximen indoktriniert und gesteuert wurde, sodass sie das immanente „noch-Nicht“ – und damit das eigentliche Potential – verschleiert und umgekehrt hat in einen Zustand der Affirmation einer (rasend-)stillstehenden, starren „Pseudo-Utopie“, denn das wahre utopische Wesen ist jenes der Veränderung und Transformation. Aufklärung bedingt zwar einen gewissen nicht von der Hand zu weisenden Fortschritt und definitiv auch eine Transformation, jedoch primär einen Fortschritt der ausschließlich postmoderne Götzen wie Geld, Nutzen etc. antizipiert und eben keine ganzheitliche Vision einer Transformation sämtlicher Systeme und Entitäten aus einem je individuellen Willen heraus anstrebt. Ferner versucht sie Denkräume zu schließen und „Andersheit“ undenkbar zu machen, wobei sie Hoffnung – die Triebfeder sämtlicher Visionen – als unerklärt erklärten Feind deklariert, welche sie bekämpfen und in ihren verkärten Maximen erkennen könnte. Sie degeneriert durch diesen versteckten Anspruch der ihrigen Absolutsetzung in der Kollektivität zu einer Ideologie die Denkräume zu schließen und versiegeln gedenkt und somit (utopische) Möglichkeitsräume in der bloßen Affirmation des Seienden undenkbar werden lässt. Der Tendenzsinn der Utopie, der sowohl in der menschlichen Natur als auch in der „gesamten äußeren Prozeßwelt das jeweils Vorhandene tendenzhaft übersteigt“ (Bloch, 1985, S.165) und somit das vermeintliche Paradoxon einer konkreten Utopie auflöst und vom reinen Schwärmen/Träumen zum Handeln im (sich-selbst-)Transformieren auffordert, droht ins Ideologische eines empirischen Tatsachensinns abzugleiten, der apologetisch das einzelne Subjekt mit dem kollektiven Ganzen des Vorhandenen versöhnen und es gleichmachen soll. Das empirische Brett vor dem Kopf – das doch so ganz und gar nicht die Welt bedeutet – der Anti-Utopisten/Utopistinnen konterkariert die zentrale Funktion der Utopie als ein Transzendierendes ohne Transzendenz (vgl. ebd. S.166) in Richtung einer der gegenwärtigen Realität bloß immanenten – und sie dadurch nicht übersteigenden – Fantasie innerhalb der Grenzen der bloßen geistigen Anschauung ohne jedwede Form der Bewegung.

So schreibt Heidegger an einer Stelle die auch Bloch zu denken und polemisieren gibt folgendes: „*Im Wunsch entwirft das Dasein sein Sein auf Möglichkeiten, die im Besorgen nicht nur unergriffen bleiben, sondern deren Erfüllung nicht einmal bedacht und erwartet wird*“ (Heidegger, 1927, S.195).

Der Modus des Wünschens würde folglich ein „Unverständnis der faktischen Möglichkeiten“ mit sich bringen, das diesen „lediglich noch nachhängt“ (ebd. S.195), sodass die utopische Funktion von Heidegger in zweierlei Hinsicht falsch verstanden und geradezu verachtet wurde: 1.) Als eine Operation die statisch unergriffen nicht einmal in ihrem Grunde nach Realisierung in irgendeiner Form trachtet und 2.) als quasi Selbstbezügliches der Empirie in Form einer „nachhängend“-reflektierenden Betrachtung, die mangelndem Verständnis des (vermeintlich) Faktischen entsprechen würde. Konkretes Wünschen wird zu einem schwärmerischen Wunschtraum degradiert, der sich einer mangelnden Kenntnis seines eigenen Zieles und seiner Unerfüllbarkeit geschuldet in bloßer unproduktiver Grübelei ohne Bewegung erschöpfen würde. Heidegger zeichnet – bei aller Hochachtung vor seinem Werk – ungewollt das gegenwärtig im trüben Lichte des Positivismus stereotyp so vielfach verschmähte Bild einer *philosóphia*, die ihren Namen durch Verteidigung der Liebe zur Weisheit noch verdienen würde und konterkariert damit seine eigene Profession in der Ablehnung ihrer transzendentalen Stärke. Das Übersteigen des Seienden und die Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit allen Seins in allen seienden (erscheinenden, konstruierten, gedachten, antizipierten etc.) Facetten in besonderem Bezug auf den Menschen bildet schließlich seit Sokrates – der laut Cicero den Blick vom Himmel auf die Erde geholt hat – das Fundament jedweder philosophischer Mühe und besonders in Zeiten der Rückdrängung des „Denkens über das Denken“ scheint der alte Lehrmeister in diesem Punkt nur allzu zeitgemäß zu sein.

Die Utopie von der Bloch träumt bzw. auf welche er hofft schafft indes – im krassen Gegensatz zu den „Rationalisten/Rationalistinnen“ und „Realisten/Realistinnen“ – eine völlig neue Grundlage der Ontologie, die durch die „Verabschiedung des geschlossen-statischen Seinsbegriffs“ (Bloch, 1985, S.17) ins Leben gerufen, das „in realer Möglichkeit Seiende, real noch Ausstehende zum positiven Sein“ (ebd. S.16) zu führen habe. Er schreibt über ein noch undefiniertes, offenes „Etwas“ als Anlage der Welt und das Intendieren dazu würde der Erfüllung des/der Intendierenden

entsprechen. Die offensichtliche Parallele zu Nietzsche liegt also in der zwar materiell offenen Richtung dieser Utopie die grundsätzlich unbestimmt bleibt, aber dennoch von einem individuellen Ich – oder bei Nietzsche „Wollen“ – auszugehen habe. Die Hoffnung, die Utopie, die Zukunft ist stets eine eigene, eine die aus dem Ich kommend an die Welt herangetragen wird und nach Selbsterhaltung/Selbsterfüllung trachtet und sich somit von der starren, unbeweglichen Ideologie als systematischem Hirngespinnst der affirmativen Absolutsetzung des Seienden durch die gegebene Richtung „zum positiven Sein“ unterscheidet. Das Sein bedingt sich wonach es tendiert und das Wesen der Welt ist „nicht Ge-Wesenheit: das Wesen der Welt [und somit jenes des positiven Seins; C.J.] liegt selber an der Front“ (Bloch, 1985, S.18), sodass die Beschaffenheit des Positiven – im Sinne von individuell „Guten“ – ebenso wie der beschrittene Weg dazu gänzlich unbestimmt bleibt und angesichts der je individuellen Bedürfnislagen auch unbestimmt bleiben muss.

Grundsätzlich könnte dies eine postmoderne Maxime sein, würde die Postmoderne tatsächlich entlang der ausgerufenen aufklärerischen Maximen selbst-denkende und sich selbst-erfüllende (und nach selbst definierter Erfüllung suchende) Individuen hervorbringen (wollen). Doch gerade in Zeiten des vermeintlichen „Endes der großen Erzählungen“ in der Pseudo-Individuation sticht der ideologische Dolch des homo oeconomicus, der anstelle der Position einer großen, jene der *einzigen* bzw. rational vermeintlich einzig gültigen Erzählung einnimmt und selbst den Wunsch zurechtmacht. „Glück genug ist in der Welt, nur nicht für mich [...]“ (Bloch, 1985, S.35) lautet das Credo dieses Wunsches, der aus der Welt nur etwas herauszubrechen, etwas anderen wegzunehmen aber sie nicht zu ändern trachtet. Diese bürgerlichen Träume – und Bloch bezeichnet sie ironisch auch als „reifere Wünsche“ – entsprechen rationalisierten Träumen, die stets bloß innerhalb des Gegebenen verhaftet bleiben und zudem nicht nur in der Jugend, sondern (um der Doppelrolle des Adjektivs „reif“ im Sinne von „älter“ genüge zu tun) auch im Alter nicht verschwinden, denn „das Wünschen nimmt späterhin nicht ab, es verringert sich nur das Gewünschte“ (Bloch, 1985, S.30). Verringerung des Gewünschten als Ausdruck einer gemachten und bis beinahe in die letzten Synapsen des Gehirns eingepprägten Konformität wird so zum Sinnbild eines Individuums, das den kollektiven Geist verinnerlicht, das utopische Wünschen verlernt und dabei vor allem auch die Bescheidenheit an der einstig potentiell alles übersteigenden Stelle eingebrannt bekommen hat.

Als glühender Marxist begeht Bloch nun den Fehler die Lösung zur Befreiung von allem Unheil einzig in Form einer Umstürzung der herrschaftsförmigen Klassenverhältnisse zu suchen³⁷. Dadurch domestiziert er das Wünschen und lenkt es in vorbestimmte Bahnen, sodass seine wahre Gewalt – die Spontaneität – niemals zur Geltung kommen und tatsächliche Aufhebung der Herrschaft antizipieren könnte. Gesetzt dem Falle, dass die Geknechteten und Schwachen einzig der Umstürzung der Herrschenden bei gleichzeitiger Übernahme ihrer Machtposition trachten, würde derselbe Despotismus wirksam werden, den einst die Sklavenmoral gebar. Die Leerstelle, die Blochs Philosophie nicht zu schließen vermag, offenbart eine allgegenwärtige Macht des unterdrücken- und herrschen-Wollens, die entgegen der eigentlichen Intention die Hoffnung nicht in freien Bahnen sich entfalten ließe, sondern in Richtung einer Übernahme der als Naturgesetz erscheinenden Logik der machtförmigen „alten Ordnung“ weist. Als wahrer Utopist würde man Bloch gerne zurufen: Lass doch die Wünsche frei, lass sie über Grenzen und Mauern fliegen die vor allem in den je eigenen Köpfen – von sich selbst und vor allem von der kollektiven „Vernunft“ – gebaut wurden und beschränke deine Utopie nicht auf gemachte und der Herrschaft zuträgliche Klassen. Bloch will im klassisch etymologischen Sinne transzendieren: Er will das Gegebene übersteigen, doch bedient er sich dabei einer gegebenen und gefestigten Struktur der Herrschaft, die für ihn dennoch die utopisch-transzendente Schwelle zu überschreiten scheint. Utopie – so konkret und „realistisch“ sie auch sein will, kann und z.T. auch muss – ist Individuelles das im Kollektiven aufgeht, doch stets in ihrer ursprünglichen Form im subjektiven Geist entstehen und diesen in Form einer Selbst-Ermächtigung weit über Klassengrenzen transformieren kann. Sie ist insofern auch egoistisch und gerade jener Egoismus – der nach Selbsterhöhung ohne Verringerung der anderen trachtet – kann als das wahrhaft schaffende Prinzip des Übersteigens genannt werden, so wie er im schaffenden Wesen – in dem/der (Lebens-)Künstler/Künstlerin – sich verortet.

³⁷ Keinesfalls sollen dadurch gegenwärtige (ökonomische wie soziale) Herrschaftsverhältnisse ausgeklammert oder gar verharmlost werden, entspringt ihnen doch die Ursprungsform der unmündig-*Machung* in der bewusst und absichtsvoll (machtförmig) wirksamen Schwächung anderer Individuen im Sinne einer Festigung der Herrschaft über selbige. Ferner wird auch nicht der Marxismus als eine transformierende Strömung kategorisch abgelehnt, sondern nur in Kürze skizziert, inwiefern Bloch den Boden seiner eigenen Philosophie doch etwas verlässt.

Kunst

Was ist ein Künstler?

„Er ist zuletzt nur die Vorausbedingung seines Werks, der Mutterschoß, der Boden, unter Umständen der Dünger und Mist, auf dem, aus dem es wächst, – und somit, in den meisten Fällen, Etwas, das man vergessen muss, wenn man sich des Werks selbst erfreuen will.“

– Nietzsche, 1988, S.96 –

Die Metapher des/der Künstlers/Künstlerin als Mutterschoß und Dünger ist abseits des klassischen und oft verwendeten Bildes bemerkenswert, versucht man die Bedeutung angemessen zu erschließen und den Gehalt zu durchdringen. Nun steht der Boden in erster Linie für etwas, das sich im Allgemeinen unter einem Anderen ausbreitet, d.h. dieses „Unten“ impliziert direkt räumlich wie auch übertragen ein Verhältnis zu einem „Oben“. Die wachsende Pflanze erhebt sich über ihren fruchtbaren Boden um zur Sonne zu gelangen die das Wachstum befördert, wobei der Boden dabei stets unbeweglich und räumlich verankert im „Unten“ verhaftet bleibt, sodass ihm die Fähigkeit des Wachsens verwehrt bleiben muss. Jedoch wächst mit der Pflanze auch der Boden in besonderer Weise selbst über sich hinaus – etwas, das sich stets auch wie der Mutterschoß impliziert bei Eltern-Kind-Relationen finden lässt. Ein Kind übersteigt als Summe der vererbten Eigenschaften seiner/ihrer Nährböden stets den Mutterschoß indem es einerseits den Mutterschoß bei der Geburt verlässt – die Wurzel wird gekappt um das eigene Wachstum anzustoßen – und zudem biologisch-evolutionär neue Glieder der genetischen Kette hinzufügt. Den Sprössling wie das Kind eint die unwiderstehliche Möglichkeit des Neuen eben im Sinne des Übersteigens des Alten in einem ewigen Kontinuum des Wachsens und Vergehens, welches das Verhältnis des/der Künstlers/Künstlerin nur allzu anschaulich illustriert. Kunst ist die Frucht eines Nährbodens über den das Werk mit einer Eigendynamik in Form von Rezeption, Interpretation und Wirkung hinauswächst, zwingend hinauswachsen und sich vom Boden entfernen muss, da der/die Erschaffer/Erschafferin stets in den eigenen Möglichkeits- und Denkräumen gefangen bleibt und somit dem eigentlichen Wesen von Kunst – dem Übersteigen des Gegenwärtigen und der aus ihm entstehenden Zukunft – entgegensteht. Wie oft verspürt ein/e große/r Schreiber/Schreiberin nicht die distanziert-nahe Verselbständigung der eigenen Gedanken im Rausche des Schreibens, der/die

revolutionär Komponist/Komponistin die wohlige Wärme der nicht auszusprechenden und nur zu fühlenden Harmonie eines Taktes, der so noch nie gehört wurde, der/die grandiose Maler/Malerin das überweltliche Schweben des Pinsels über die Leinwand die plötzlich offenbart was noch nie gesehen werden konnte? Wurden nicht auf diese Weise die allergrößten Kunstwerke der Menschheit geschaffen, ist ein Faust ohne den Rausch des Dionysischen denkbar?

Kunst als Utopie

Es gibt keine rationale Kunst die für sich beanspruchen darf wahre Kunst zu sein, denn Kunst erschafft Welten indem sie bestehende Welten unnachgiebig geradezu ins Lächerliche – das sie alle sind – verzerrt und über sie spottet als seien sie nichts als Narren. Die rationale Kunst hingegen, die sich formalisierten Prinzipien der Anleitung und Wegbeschreibung zum Schönen verschreibt, muss angesichts dieses Anspruches grandios scheitern, vermag sie es doch nur in der geringstmöglichen Form das Bestehende zu verlassen. Vergleicht man dies nun mit der wachsenden Pflanze kommt die Metaphorik noch deutlicher und klarer zum Ausdruck, denn das Gewächs bleibt zuweilen fest im Boden verhaftet d.h. es ist durch seine bloße Existenz zwingend an eine Gegenwart gebunden, die in jedem Falle Ressourcen spendet, die dem Überleben dienen. Doch siehe, die Pflanze wird Samen über all die weiteren Böden verstreuen, sodass wiederum Neues wachsen kann, wie auch durch das Kunstwerk stets geschaffen wird. Die Kunst ist der nicht-vordefinierte Same des Nährbodens Mensch, der am Boden kriechend sein/ihr eigenes Werk gen Horizont steigen lässt, sodass es ihn/sie und die eigene Gattung übersteigen möge.

Die bei Adorno dargestellte Rationalisierung der Kunst als Ausdruck der Angst vor wahrer Aufklärung richtet sich gegen jene Künste, die in ihrer stets utopisch-überweltlichen Dimension als tatsächliche Hoffnungsstifter – die eben keiner Pseudo-Moral oder ideologischen Verblendung verpflichtet sind – insofern fungieren, als dass sie den beengten Boden des Faktischen transzendieren. Diese im kreativen Rausch entstehende Kunst entspringt dem Innersten und damit Individuellsten, also jenem das noch nicht in die Gleichförmigkeit der Totalität eingegliedert wurde. Die gleichförmige Kunst jedoch äußert sich zuhauf in dem Gedudel der Kulturindustrie, die bereits durch ihr Wesen – eben als eine Industrie – per se nicht auf etwas tatsächlich Künstlerisches hinweist, da der individuelle, ja weitestgehend intime

Vorgang der künstlerischen Aktivität eine Innerlichkeit nach außen kehrt. Ein solcher Akt der Selbstverwirklichung lässt den/die Künstler/Künstlerin auf sich selbst rekurren und spiegelt dessen/deren Natur wider, wobei nebst aller Eigentümlichkeit stets ein allgemeines Prinzip wirksam wird, das der Wille ist. Nicht der antizipierende und reflektierende Wille des Konsumfetischs, sondern der Bloch'sche Wille der Fassung des gelebten Augenblicks, der ansonsten stets in verblendendes Dunkel gehüllt ist.

Damit ist Kunst nicht „interesseloses Wohlgefallen“ wie bei Kant, „zwecklos“ wie bei Wilde oder als in der Kontemplation entstehende kurze Temporärflucht aus der Leiden-machenden Welt wie bei Schopenhauer, sondern der wahre Geist der Utopie in der Überwindung des Menschen und als Äußerung des Nietzscheanischen Übermenschen – die Urnatur erhält ein Sprachrohr und transzendiert den (fremd-)konstruierten Schein des Menschen. Dadurch wird auch die eingangs dargestellte Metapher des Menschen als des Kunstwerks Dünger und Nährboden des (Hinaus-)Wachsenden klarer, denn nur eine Kunst die übersteigt – Mensch wie menschlichen Raum und Zeit – nur ein Werk das größer ist als sein/seine Erschaffer/Erschafferin, kann einen unmündigen Geist erhöhen indem es höher steigt, mächtiger wird als er/sie selbst. Ein Same der seinen Wirt verlässt, ein Kind das in veredelter Form den Vater und die Mutter in sich trägt enthalten je einen Keim, einen Quell des innersten Wesens der Gattung und doch vermögen sie diesen Quell ihrem eigenen Willen gemäß zu verändern. Ein Wille der nicht dem Geiste der Ratio entspricht und somit nicht nach Prinzipien geordnet gleich gemacht werden kann. Ein Spontanes, Auseinanderstrebendes, Undurchdringbares der irrationalen Erkenntnis um sich selbst, das pro die eigene wider die fremde und verblendende – damit unmündige – Natur revoltiert. Diese Kunst entspricht somit als Äußerung der noch ursprünglichen Anlagen im Menschen, auf die so nicht direkt bzw. gänzlich eingewirkt werden kann, die losgelöst von lebensweltlichen Einflüssen und Zwängen immenses Potential zur Selbstfassung und Selbstermächtigung eröffnen, einem letzten Residuum der tatsächlich selbstbestimmten Mündigkeit.

Kunst übersteigt, transzendiert und revoltiert im Sinne dessen was den Menschen im Innersten zusammenhält gegen von außen auferlegte Prinzipien, die in vielfältiger Form die eigene Natur durch Sozialisation, Erziehung, Moral etc. zum Einheitlichen bzw. Erwünschten zwingen und genauso – also in der Sphäre der Kunst – müsste

auch eine Wissenschaft gedacht werden, die abseits aller Absolutsetzungen und Ablehnungstendenzen (v.a. gegenüber kritischem Inhalte) ihren Namen verdienen würde.

Kunst als Wissenschaft, Wissenschaft als Kunst

Der/die Wissenschaftler/Wissenschaftlerin muss um seiner/ihrer Identität willen an das unverrückbare Prinzip einer grundsätzlich erkennbaren Wahrheit *glauben*. Zwar ist die Wahrheit seit der Antike ein äußerst tragfähiges und robustes Fundament (oder sollte man sagen Konstrukt?), doch gilt es daran zu erinnern, dass selbst die solidesten Bauträger eines Tages morsch und brüchig werden.

Die Aufklärung war und ist stets darum bemüht einen Übergang zu schaffen – ein Seil zu spannen, eine Brücke zu bauen – der vom Transzendenten zum Manifesten führt um die „Wahrheit“ darüber hinweg balancieren zu lassen. Problematisch dieses Seil zu kappen sobald die Wahrheit das Ufer des vermeintlich Manifesten erreicht hat. Ein durchtrenntes Seil schneidet das eine Ufer vom anderen Ab und lässt die eine Seite gänzlich unabhängig von der anderen zurück, sodass kein Übergang und Austausch möglich ist. Das eine Ufer beheimatet die aufgeklärten

Rationalisten/Rationalistinnen, die in ihrem Drang nach Ordnung und System vorgeben die Wahrheit vollends erkennen und darüber hinaus Ursachen und Wirkungen, die zu eben jener Wahrheit als Anschauung führten, durch akribische Methodologie erklärbar werden zu lassen bzw. definitive Wahrheit anschauen und begreifen zu können. Auf der anderen Seite schmoren die mythisch Verblendeten im Dunste der Verachtung durch die Rationalisten/Rationalistinnen, die in ihrem Bestreben nach Alleingültigkeit und Relevanz das Seil in der Hoffnung auf das Vergessen der anderen einst selbst kappten. Denn selbige sehen sich selbst nun nicht als Jünger/Jüngerinnen des Systems der Ratio in Affirmation des Vernünftigen, sondern wagen am Götzenbild des „Wahren“ zu zweifeln und noch schlimmer bestehen sie darauf, dennoch einer Wissenschaft – der ihren, nicht durch ein Leitbild verblendeten Form – zu dienen. Doppelt paradox erscheint dies nun aus zweierlei Gründen: Eine Wissenschaft die nicht die Wahrheit im Blicke hat, sie nicht anvisiert ist keine Wissenschaft, wobei die Wahrheit per se nicht existent erscheinen muss bzw. kann.

Der interessante Grundgedanke Nietzsches, demnach alles Leben im Grunde auf Schein, Kunst, Täuschung, Optik etc. (notwendigerweise) beruhen würde³⁸, impliziert eine generelle Abkehr und Loslösung vom bisher dominanten Ideal der Wahrheit auch in den Wissenschaften, das fortan in Anbetracht der prinzipiell veränderbaren Ausgestaltung der Welt dem Perspektivismus weichen müsste. Die nicht mehr vorhandene Existenz einer Leitidee *der* quasi natürlichen Wahrheit – sondern des Postulats der Pluralität vieler „gültiger“ Wahrheiten – lässt besonders in verklärten Zeiten die behauptete Existenz selbiger (durch bspw. ein suggeriertes Ineinanderfallen von Wahrheit mit Beobachtung in der Korrespondenztheorie) nicht verschwinden, sondern sie als Anspruch der Deutungsmacht von Wahrheit deutlich werden. Es soll nicht bestritten werden, dass Erkenntnisse welcher Art auch immer prinzipiell möglich wären, sondern einzig, dass diese Erkenntnisse als zwar per se überprüfbare aber dennoch – und auch gerade dadurch – als unhinterfragbare Wahrheit betrachtet und für gültig erachtet werden, denn als Wahrheit gilt grundsätzlich das, „was der Denkstil sagt, daß Wahrheit sei“ (Feyerabend, 1984, S.77). Die Stärke des kritischen Rationalismus ist es, dass er in seinen Maximen eine grundsätzliche Unmöglichkeit der Beendigung eines Denkvorganges intendiert, die er allerdings angesichts seiner methodologischen Beschränktheit hinsichtlich des Positiven nicht konsequent durchhalten kann. Der Denkvorgang ist dieser inhärenten Logik folgend nämlich bereits in relevanten Teilen abgeschlossen, bevor er überhaupt beginnen kann. Eine zunächst postulierte Hypothese soll an ihrem empirischen Äquivalent immer und immer wieder überprüft – im Denken ihrer möglichen Falschheit bzw. in Erachtung ihrer Unangemessenheit falsifiziert – werden, bis dieser Prozess in häufigen Iterationen eben die Angemessenheit der Prämissen zeigt. Wahr *wird* – und nicht per se *ist* – was sehr häufig beobachtet werden konnte bzw. eigentlich jenes, dessen Gegenteil eben nicht beobachtet wurde: Wahr wird vorläufig das, was nicht nicht ist und somit wäre. Bemerkenswert

³⁸ In der Schrift „Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn“ entwickelt Nietzsche aus der ähnlich bei Gehlen vorkommenden prinzipiellen körperlichen Schwäche und Unangepasstheit des Menschen im Vergleich zum Tier die Idee, dass der Mensch durch seine Vernunftbegabung grundsätzlich die Fähigkeit zur bewussten Täuschung erlangt hat, die fortan dessen Erfolg im evolutionären Selektionsprozess sicherte. Zudem ist die Selbst-Täuschung für Nietzsche ein zentrales Element der menschlichen Psychohygiene, da er/sie sich ohne selbige selbst nicht ertragen könnte. Die Wissenschaft in ihrem Drang nach „Wahrheit“ wäre dieser postulierten Notwendigkeit der Täuschung abträglich, wobei gerade auch in der Wissenschaft die Täuschung insofern zentral wäre, als dass die eigene Existenz der Wissenschaft von der Täuschung um die proklamierte Erfahrbar- und Begreifbarkeit von Wahrheit abhängig wäre und zudem die Wissenschaft häufig als zusätzlich zur ohnehin überall vorfindbaren – und nötigen – Täuschung als intentional eingesetztes Täuschungsmedium Verwendung findet.

und von essentieller Wichtigkeit ist dabei, dass der Geltungsanspruch des postuliert Wahren niemals gänzlich zu vollster Verbindlichkeit findet, da eine Gegenbeobachtung stets einer Falsifizierung gleich käme.

Nun scheint doch gerade ein solches Vorgehen eben nicht die eine definite Wahrheit zu postulieren, da am kritischen Blick die Empirie – als reine Erfahrungswelt – ständig überprüft würde und somit vorläufige Wahrheit als Unwahrheit erkannt werden könnte. Der kritisch rationalistische Denkstil – um abermals den Begriff von Feyerabend aufzugreifen – scheint so durchaus seiner eigenen Titelgebung als „kritisch“ zu entsprechen, allerdings verschweigt er trotz seines Potentials die Existenz verschiedener Wirklichkeitsformen die sich der empirischen Anschauung und Erfassung entziehen. Wohin man sich als Wissenschaftler/Wissenschaftlerin auch wendet, „wir finden nicht einen Archimedischen Punkt, sondern weitere Stile, Traditionen, Ordnungsprinzipien“ (Feyerabend, 1984, S.44), die bspw. zuwider der bloßen Empirie laufen und auf Latentes/Individuelles – und damit vielfältige Wahrheiten – verweisen. Eine bloße Ausrichtung an der Empirie in der Anwendung eines gestrengen Methodenkanons der an die Ingenieurs- und Naturwissenschaften erinnert, kann angesichts des Gegenstandes der Sozialwissenschaften – und Menschen als „Forschungsgegenstände“ zu bezeichnen sollte bereits Warnung genug sein – nur grandios scheitern.

Das antike Wahrheitsideal, an dem sämtliche Wissenschaften per definitionem über Jahrhunderte festhielten, erfuhr – oder sollte man nicht besser sagen: ihm widerfuhr – ab Kant eine grundlegende Transformation hinsichtlich der für sie (der Wahrheit) zuständigen gesellschaftlichen Systeme, denn in der Akzeptanz des wissenschaftlichen Systems als Verwalter der Wahrheit, *„besiegelt der Gedanke seine eigene Nichtigkeit, denn Wissenschaft ist technische Übung, von Reflexion auf ihr eigenes Ziel so weit entfernt wie andere Arbeitsarten unter dem Druck des Systems“* (Adorno, 2010, S.92).

Wurde die Wahrheit einst von den Edelsten und Stärksten im Zuge einer Selbstgesetzgebung und allem voran einer gar künstlerischen Selbstbewusstmachung getragen und verteidigt, also als je individuelle und spezielle Wahrheit definiert, so presste der aufklärerische Druck die Wahrheiten in technische Schablonen der systematischen Wissenschaftlichkeit, die als Produkt die eine wahre Wahrheit zu liefern habe. Der/Die Wissenschaftler/Wissenschaftlerin, der/die vorgibt

die (empirische) Wahrheit entdeckt zu haben, muss dabei der/die Verdächtigste sein, gibt es doch stets nur für irgendjemanden (Institutionen, Ideologien, Personen etc.) kompatible Wahrheiten. Der Deckmantel der Wahrheit verbirgt stets eine Form von Macht über jene, die eben dieser spezifischen Wahrheit nicht gewahr werden können/wollen/sollen/dürfen und verschleiert zudem auf perfide Art und Weise gerade jene Machtverhältnisse in der Lüge – und nichts als Lüge ist dies – der Wertfreiheit.

In einer Wissenschaft jedoch, für die die Grundsätze „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt“ (Nietzsche, 1999, S.222) und „Anything goes – Mach, was du willst!“³⁹, (vgl. Sukopp, 2007, S.124-138 und Feyerabend, 1986, S.11) gelten sollen und die dennoch ständig paradigmatischen Revolutionen im Kampf um die eine oder die vielen Deutungsmacht/Deutungsmächte⁴⁰ unterworfen ist (vgl. Ball, 1976, S. 151ff), wird vermeintlich erkennbare Wahrheit, die als reiner Machtausdruck häufig bewusst und absichtsvoll „falsche“ Theorien – die gerade ob ihrer „Falschheit“ als „wahr“ erscheinen – möglich und erfolgreich werden lässt, als tatsächliche Illusion und Affirmation von Macht dekonstruiert und desavouiert.

Im 19. Jahrhundert hörte man – wie Feyerabend euphorisch ins Rennen führt – immerhin noch „oft sagen, das Forschen könne nicht gelehrt werden“ (Mach, 1980, S.200) und ein nicht-Lehrbares verweist klar und deutlich auf Talente, denn auf strukturierte – eben lernbare – Handlungsanweisungen und klare Schritte des Vorgehens. Eine Wissenschaft, die intersubjektiv nachvollziehbare, überprüfbare oder gar wiederholbare Ergebnisse zu generieren glaubt, kann niemals im unkontrollierbaren und spontanen Äther des künstlerischen Talents schwelgen. Ganz im Gegenteil erfordert sie eine ingenieurstechnische Ratio der deduktiven Abstraktion im modellierenden Denken, das die Wissenschaft wie Welt – die sie bloß abzubilden glaubt – formt. Doch wie Mach im Fortgang seiner Argumentation folgerichtig ausführt, können „die Schablonen der formalen und auch der induktiven Logik“ (ebd.

³⁹ Wobei das Prinzip „anything goes“ wie Feyerabend im Vorwort zu „Wider den Methodenzwang“ erläutert, nicht als *sein* Grundsatz, als *seine* Maxime gelten darf, sondern geradewegs als „erschreckte[r] Ausruf eines Rationalisten, der sich die von mir [Feyerabend; C.J.] zusammengetragene Evidenz etwas genauer ansieht“ (Feyerabend, 1986, S.11) ironisch zu verstehen ist.

⁴⁰ Ähnlich wie Kuhn argumentiert Feyerabend in diesem Zusammenhang, dass man gewisse Grundsätze nicht „unabhängig von konkreten Forschungsproblemen aufstellen und diskutieren kann“ (Feyerabend, 1986, S.11), wobei sich diese Grundsätze von Fall zu Fall – von Paradigma zu Paradigma in der Kuhn’schen Diktion – unterscheiden würden.

S.200) nicht sonderlich ertragreich über die sich trotz Zurechtmachens kontinuierlich wie spontan ändernde Welt gelegt werden, „denn die intellektuellen Situationen wiederholen sich nicht genau“ (ebd. S.200) und mit ihnen müssten die wissenschaftlichen Herangehensweisen von Fall zu Fall ebenso divergieren. Die seit Platon obligatorisch gewordene Frage nach dem vermeintlich existenten „Wesen von“ im „Was ist...“ visiert unumstößliches Faktum, definite Wahrheit und alles umfassende Identität an, die Feyerabend als bloße „Schematisierungen und Begriffsentleerungen“ (Feyerabend, 1984, S.61) und grundsätzlich nicht-Erreichbares – wobei der ideologische Schein gerade dies verspricht und in der eigenen Logik versprechen muss – brandmarkt⁴¹. Ein blinder Glaube an das Wahrheitsprimat der (empirisch-technizistischen) Wissenschaften zwang und zwingt sämtliche Betrachtungsweisen unter die eigenen Prämissen – glaube und du kannst gehört werden, glaube nicht also schweige für immer. Wie Feyerabend treffend formuliert hat ein Bestreben, das die Wahrheit einer bestimmten wissenschaftlichen Sichtweise einfordert, *„entweder überhaupt keinen Sinn, oder sie verlangt, daß das Kunstwerk oder eine bestimmte Theorie an entweder bereits vorhandenes oder erst aufzubauendes Menschenwerke angepaßt werde. Menschenwerk ist aber vielfältig“* (Feyerabend, 1984, S.40). Vielfältiges Menschenwerk bei Dominanz einer bestimmten Theorie zwingt eben jenes Menschenwerk – das auseinander driftet, divergiert, spaltet, trennt, verschieden und besonders macht – unter das Kriterium von Wahrheit, Nützlichkeit und Einheitlichkeit, wobei besonders das Feld der Wissenschaft (als proklamierter Nährboden der Pflanze Wahrheit) eindringlich gepflügt wurde und wird. Meinung, Überzeugung, Intention, Glaube und Ziel degenerieren zum Mythos; Ursache, Wirkung und Methode werden zum Logos, sodass sich nach erfolglosem Kampfe die Sozialwissenschaften (als Sphäre der „Wahrheit“ vom Menschen) selbst in das prototypische Ideologiekorsett des Positivismus zwängten, verlangte die gleichgemachte Masse doch nach deutlicheren Anweisungen, definiten Wahrheiten und empirisch fundierten Befehlen. Dieser lächerlichen Position der akzeptierten Schwäche könnte die Sozialwissenschaft insofern entgehen, als dass sie dieses schwere und verstaubte Label der

⁴¹ Doch auch und vor allem große Erfindungen und Entdeckungen beruhen selbst in der rationalisiertesten Wissenschaft auf vermeintlich „irrationalen“ (und spontanen) Fortschritten, die Feyerabend mittels einer „Methode der rückläufigen Bewegungen“ folgendermaßen würdigt: „[...] die abstrakten Begriffe, dieser Stolz der Rationalisten, werden aus dem abstrakten Zusammenhang gelöst, mit der Praxis verbunden, sie geben ihr einen neuen Anstoß, und neue Entdeckungen finden statt. Erfolge treten ein, nicht weil man sich an die Vernunft gehalten hat, so wie sie in den bereits errungenen Abstraktionen vorlag, sondern weil man vernünftig genug war, unvernünftig vorzugehen.“ (Feyerabend, 1984, S.68f.)

„Wissenschaft“ ablegen würde. In ein dergestalt starres Methodenkonzept gepresst wird sie niemals ihrer eigentümlichen Stärke zum Ruhme verhelfen. Als ein solches Überbleibsel der Sklavenmoral kritisiert sie heute geradezu heuchlerisch die Ausrichtung an Daten und vermeintlichen Fakten weil sie selbst ihre eigenen Wirklichkeiten und Methoden an deren Stelle platzieren möchte. Der Streit um Methode, System – diese unerträglichen Grabenkämpfe – kratzen nicht einmal an der Oberfläche des Abzubildenden und selbst wäre dies möglich (oder der Fall), wäre es gänzlich uninteressant oder nötig! Mit der richtigen Methode ließe sich alles erkennen, das Wesen der Welt würde plötzlich offensichtlich werden und müsste bloß technisch erfahren werden – nun in dieser Denkart ist das vermeintliche Wesen der Welt tatsächlich erkennbar: die Entfremdung. Fremde hinsichtlich der „Wahrheit“ und Faktizität die angeblich erkannt werden soll. Leugnung des Chaos bei Affirmation des Ordentlichen im Immergleichen und der zugleich erfolgenden Stärkung der selbst hervorgebrachten Verhältnisse in freiwilliger Unterordnung und Ausschluss des Fremden/Unbekannten. Eine Wissenschaft jedoch, die sich selbst als besonders veredelte Kunst verstünde und erhobenen Hauptes den Pinsel des/der Künstlers/Künstlerin schwänge, könnte darüber bloß Spott verlieren oder aus der rein ästhetischen Betrachtung des methodologischen Schauspiels Genugtuung erfahren. Kein Ärger, kein Argwohn und schon gar kein Neid wären ihre Reaktion, sondern ein mitfühlend-verachtendes Tätscheln jener, die mit verbissenem Ehrgeiz meinen formalistische Wissenschaftler/Wissenschaftlerinnen sein zu müssen. Man möchte ihnen zurufen sie mögen in einem jahrhundertelangen Anfall von Schwäche doch nicht die nicht von der Hand zuweisenden Stärken der Naturwissenschaften zu kopieren versuchen, denn Vertreter/Vertreterinnen selbiger wären in Phasen der Stärke der klassischen Sozialwissenschaften ihrerseits niemals auf die Idee gekommen, ihre eigenen Maximen derart zu verleugnen und mit Füßen zu treten – im Gegenteil, denn gerade aus Schwächeperioden gingen sie immens gestärkt hervor.

Wozu in Medizin, Physik und Mathematik nach Motiven und Intentionen suchen? Sollte man einem zu Boden fallenden Steine irgendeinen Lustgewinn in der Schwerkraft zuschreiben? Natürlich nicht! Warum aber dann nach leidigen Ursache-Wirkungs-Ketten und formalistischen Pseudo-Systemen in chaotisch-spontanen Organismen suchen? Warum nicht hier die fremden Federn ablegen und sich anhand der eigentümlichen und vielfältigen Konstruktionen des Menschen orientieren?

Eine Wissenschaft die mehr verbietet als sie erlaubt, die Methode und System deutlich höher schätzt als Kreativität und spontane Äußerungen der innersten menschlichen Natur, verkommt zu einem bloßen Spiegelbild der Unmündigkeit in ihrer spezifisch unkritischen Form innerhalb der Regeln des rational Erlaubten. Die Totalität und Alleingültigkeit der vermeintlichen Ratio als oberstem Prinzip des postmodernen Glaubens drängt Denkvorgänge in festgeschriebene Schemata von Gegenstand und Methode, wobei die bereits umfassend zugerichteten Köpfe in ihrer vermeintlich ideologiefreien Ideologie nichts weiter befolgen und tradieren, als das einzig und allein Bekannte.

In der Kunst steckt so vieles, das der Wissenschaft nur allzu zuträglich wäre und doch – bzw. gerade deshalb – verwehrt sich der Elfenbeinturm gegen einen neuen und durchaus zierenden Anstrich, hegt sie doch die berechtigte Furcht, dass nicht bloß die Fassade eine/n neue/n Malerin/Maler sondern zuallererst das Fundament eine/n neue/n Baumeisterin/Baumeister erhielte: den kreativen Menschen. Einen Menschen an der Schwelle zum Ungesagten und Ungedachten, der/die in der utopischen Funktion der Kunst das „neue Land“ / die „neue Zeit“ zu antizipieren in der Lage wäre und bekannten (gemachten) Bewegungsgesetzen widerspräche.

Resümee

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
und würd' er in Ketten geboren. –
Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall.“

– Friedrich Schiller –

Der an sich frei geborene Mensch der doch überall in Ketten liegt⁴², bildet den Ausgangspunkt einer Denktradition die nach dem Innersten des Wesens Mensch, nach seiner/ihrer Natur fragt und nach der Herkunft der verschieden definierten Ketten forscht. Egal ob im Christentum, der Antike, bei Platon, Kant, Nietzsche, Schopenhauer, Kierkegaard, Freud und Adorno; überall wird ein gewisses Maß an Freiheit und dieser entgegengesetzter – und je nach Autor/Epoche verschiedenartig ausgestalteter – Zwang⁴³ postuliert und nach möglichen Ursachen und Auswegen aus den Ketten gesucht. Die gänzlich unschuldigen Menschen im Paradies sind der biblischen Geschichte nach weder frei noch unfrei und die einzig existierenden Ketten – die Unmöglichkeit der Einsicht um die „guten“ und „bösen“ Werte/Taten – scheinen zunächst ob ihrer Unsichtbarkeit nicht zu beengen. Als Gott (und die Schlange) nun die Möglichkeit in ihr „Nichts der Wahl“ bringen, beginnt das erste Ringen um die gute/schlechte Tat und der bekannte Ausgang stürzte das Menschengeschlecht in sein Verderben und begründete es zugleich in seiner speziellen Eigenart.

Das denkende Wesen sollte fortan einen bisher ungekannten Feldzug über die wilde und instinktbehaftet Natur führen, der schließlich die rationale Überlegung und das Handeln aus antizipierten und reflektierten Gründen oder Maximen als edelste Grundoperation des Menschen setzen. Doch der Mensch ist nicht bloß Vernunftwesen allein, denn eine gewisse grundsätzlich unerklärbare und von Individuum zu Individuum unterschiedlich ausgeformte innere Natur determiniert ihn/sie. Möchte man mit Kant sprechen, so würde man dies als intelligiblen Charakter

⁴² In der ersten Zeile des „Contrat Social“ von Rousseau heißt es im berühmten Original bzw. der deutschen Übersetzung: „Der Mensch ist frei geboren, und liegt überall in Ketten.“

⁴³ Ein Zwang der mitnichten stets als ein Hinderliches betrachtet wird, sondern in beinahe jeder Denktradition einer gewissen Notwendigkeit nicht entbehrt. Dennoch herrscht die Vorstellung des Ideals eines möglichst hohen Freiheitsgrades vor.

benennen, den er quasi als das apriorische Freiheitspotential im Menschen – durch die Individualität und der grundsätzlichen Möglichkeit der Wahl – verortet. Um – so wird behauptet – ein Auseinanderstreben der Individuen zu verhindern, einem vermeintlich grausamen Naturzustand der reißerischen und sich gegenseitig vernichtenden Wölfe Einhalt zu gebieten, wurden die Moral und mit ihr das Sittengesetz geschaffen. Die Vorstellung einer Welt jenseits der Kategorien „Gut“ und „Böse“ scheint angesichts der zahlreichen grausamen Auseinandersetzungen in der Geschichte der Menschheit befremdlich, ja gar undenkbar, denn „böses“ Verhalten begegnet dem Menschen ständig in vielfältiger Form und verkörpert durch einzelne Mitmenschen, Kollektive und nicht zuletzt sich selbst. Vergessen – und hinweggetäuscht – wird dabei gerne (über) das Faktum der potentiellen Wandelbarkeit dieser Kategorien, die de facto nicht einer metaphysisch oder apriorisch konstanten Setzung entsprechen. Im Gegenteil sind moralische Werte einem steten Wandel unterworfen, werden großteils über Generationen hinweg tradiert und an historische Begebenheiten angepasst aber auch sprunghaft und revolutionär verändert. Durch das Sittengesetz unterwirft der große Moralist Kant das Ursprünglichste der menschlichen Natur unter die Kontrolle der Moral, die wie bei Nietzsche/Sade dargestellt grundsätzlich einem jeden Zwecke dienlich gemacht werden kann und das an sich Intelligible und Individuelle im Menschen in fremd-festgelegte Bahnen lenkt, die als Selbstbestimmung maskiert werden. Diese Fremdbestimmtheit ist wiederum der Unmündigkeit geschuldet, die mitnichten immer der Kant'schen Feigheit und Faulheit entspringt. Dieser vermeintlich selbstverschuldeten und tatsächlich jedoch umso häufiger fremd-verschuldeten Unmündigkeit ging diese Arbeit mit einem theoretischen Eifer nach, sodass entlang der eingangs formulierten Hypothesen sowohl von einer unmündig-Machung – im Sinne einer herrschaftsförmig wirkenden Absicht – als auch von einer unmündig-Werdung – im Sinne einer Verselbständigung der Unmündigkeit ohne konkretes Ziel bei schrankenloser Ausdehnung – gesprochen werden kann.

Doch nicht bloß die Moral (bzw. ihre Inhalte wie bspw. die „Bescheidenheit“) bilden den Ursprung der Unmündigkeit, denn sie ist bloßes – wenn auch äußerst mächtiges – Instrument des wahrhaft unmündig-Machenden. Gerade die generelle Absage an die ungezähmte Natur, die in ihrer verkärten Form abschätzig behandelt im Wesen der Herrschaft über andere sich selbst erniedrigt und alles Natürliche unter die

Geißel der Ratio zwingt, eröffnet die subjektlose Jagd auf sinnliche wie geistige Freiheiten. Ein aufgeklärtes Denken solle Struktur, Ordnung, Regel haben und sich an empirischen Gegenständen – an Anschauungen, Zählungen, Statistiken – orientieren, die vermeintlich jenes „Ding an Sich“ wären, das die Welt in ihrem Innersten zusammenhalten würde und das darüber hinaus – ach Wunder – auch noch erkannt/benannt/gemessen/beherrscht werden könne. Verächtlich betrachtet wird dabei all jenes, das sich der Sphäre dieser empirischen Zugänglichkeit entzieht und diese reine Oberfläche transzendiert – ein purer Mythos gar!

Der eigentliche Mythos, der Logos nämlich, belügt sich selbst, denn in seinem bloßen Glauben an die eigene Macht hebt er sich – wie in der Arbeit gezeigt wurde – entgegen der eigenen Maximen in den Rang eines Transzendenten und setzt sich dabei ausgehend von den Wissenschaften in allen gesellschaftlichen Systemen absolut. Über eine Disziplinierung der einzelnen Körper, die selbige perfekt auf ihre bereits fremdbestimmt vorgeplante Tätigkeit in der Armee der Aufgeklärten rüstet und der daran anschließenden Biopolitik der Statistiker/Statistikerinnen und Bürokraten/Bürokratinnen, die diesen bloßen Entitäten ihren Platz im großen normierten Ganzen zuweisen, wird der mündig-freie Geist zunächst fremdbestimmt unmündig-gemacht und über eine suggerierte Individualisierung im Konsum (und durch mediale bzw. auch andere Systeme) ruhig gestellt. Dieser Versuch der völligen Durchdringung und Herrschaft über die Motive schlägt in entfesselter Tyrannei ohne faktischen Tyrann auch auf die unmündig-Machenden zurück, die ihrer eigens geschaffenen, perfiden Logik auch ihrerseits unterliegen, sodass ein scheinbar nicht zu unterbrechender Teufelskreis der unmündig-Werdung aller entsteht. Körper werden automatisch erst gezähmt, dann gezählt und schließlich im durch und durch klassifizierten gesellschaftlichen Konglomerat verwertet, das ihnen überdies pseudo-Individualität verspricht und das innerste Streben nach eben der tatsächlichen selbst-Erfahrung und selbst-Fassung dämpfen und schließlich in Richtung gekaufter „Individualität“ verkehren soll.

Auswege aus dieser strukturellen Unmündigkeit zu suchen – oder gar zu behaupten sie zu finden – gestaltet sich ob der Dominanz des pseudo-aufgeklärten Denkens und seiner geschaffenen Identitäten als immens schwierig, sodass die etwaigen

Ansätze am Ende dieser Arbeit als bloße Versuche zu verstehen sind⁴⁴. All diesen Versuchen liegt die innerste und ursprüngliche Natur des Menschen zu Grunde, die durch Spontaneität gekennzeichnet zu sprunghaften Übergängen des Denkens wider die Konformität als fähig erachtet wird. Hierzu lohnt – um die rhetorische Klammer zu schließen, den Beginn des roten Fadens wiederum als Endpunkt zu finden – ein letzter Blick in den Garten Eden: Adam und Eva handelten ob des Unwissens um die Konsequenzen der Wahl bzw. Inhalt von gut/böse geradezu prototypisch spontan – und revolutionär, gar künstlerisch – insofern, als dass sie die in der Utopie beschriebene infinite Reihe tatsächlich zu durchbrechen vermochten. Den ersten unmündigen Menschen gelang durch eigene Tat – denn Gott hatte ja bloß die Wahl in ihre Welt gebracht, deren tatsächliche Umsetzung im „guten“/„bösen“ Handeln allerdings nicht bestimmt und/oder angeordnet – eine selbst-Ermächtigung in Erfüllung eines spontan-natürlichen Willens. Auch in der Abkehr von mythischen Erklärungsversuchen – die wie bei Marx/Nietzsche gezeigt wurde ebenfalls als Mittel zur Herrschaft Verwendung finden – sollte dieses Bild im übertragenen Sinne Hoffnung spenden können, denn selbst der unmündigste Mensch in unmündigsten Zeiten ist und bleibt seiner Natur nach Mensch, ein Wesen mit Stärken wie Schwächen und einem aus seinem/ihrer Inneren strebenden Willen der zur selbst-Ermächtigung fähig das unbekannte Land der Utopie – die tatsächliche Mündigkeit und Freiheit – den eigenen, vielgestaltigen Gott und damit sich selbst sucht. Das Credo der „aufgeklärten“ Postmoderne lautet zwar nicht „geh‘ deinen eigenen Weg“ und besagt:

⁴⁴ Der Autor maßt sich zudem nicht an über den sprichwörtlichen Dingen zu stehen und erkennt sich selbst als Teil der „Unmündigkeitsmaschinerie“ bzw. behauptet mitnichten eine eigene Mündigkeit. Diese Arbeit sei daher – den Implikationen des Kunst-Kapitels folgend – als eine Art spontane, künstlerische Äußerung zu begreifen die den Versuch anstellt, erste Grenzen der inhärenten Logik einer verklärten Aufklärung zu durchbrechen.

Alles erleben müssen	konform sein müssen
Alles kennen müssen	arbeiten müssen
Alles ausprobieren müssen	anständig sein müssen
Alles lassen müssen	singen müssen
Ruhig sitzen müssen	tanzen müssen
Den Mund halten müssen	lachen müssen
Das Schöne sehen müssen	akzeptieren müssen
Lieben müssen	tragen müssen
Genießen müssen	knien müssen

...und dabei auch noch leben wollen?

Doch der Wille scheint ewig, stark, ungebrochen zu sein und wird wirksam werden,
so lange der Mensch ein Mensch noch ist.

Literaturverzeichnis

Monografien, Sammelbände, Periodika

Adorno, Theodor W. / Horkheimer, Max (2010): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. 19. Auflage. Frankfurt.

Arendt, Hannah (1991): Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. 2. Auflage. München/Zürich.

Arendt, Hannah (1963): Über die Revolution. München.

Ball, Terrence (1976): From Paradigms to Research Programs: Toward a Post-Kuhnian Political Science. In: American Journal of Political Science. Vol. 20. No. 1/1976. Seiten 151-177.

Bloch, Ernst (1985): Das Prinzip Hoffnung. In 3 Bänden. Erste Auflage. Frankfurt am Main.

Castro Varela, Maria do Mar (2007): Allgemeine Überlegungen zum Utopiebegriff. In: Dies.: Unzeitgemäße Utopien. Migrantinnen zwischen Selbsterfindung und gelehrter Hoffnung. Bielefeld.

Conze, Werner et al. (2004): Säkularisation, Säkularisierung. In: Dies. (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Stuttgart. S. 789-791 und 798-829.

De Sade, Marquis (1797): Histoire de Juliette. Hollande.

De Sade, Marquis (2009A): Juliette. Oder die Vorteile des Lasters. 2. Auflage. Berlin.

De Sade, Marquis (2009B): Justine. Oder vom Missgeschick der Tugend. 1. Auflage. Berlin.

Feyerabend, Paul (1984): Wissenschaft als Kunst. S. 15- 84. In: Wissenschaft als Kunst. Frankfurt am Main.

Feyerabend, Paul (1986): Wider den Methodenzwang. 1. Auflage. Frankfurt am Main.

Foucault, Michel (1994): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main.

Foucault, Michel (2005): Analytik der Macht. Berlin.

Foucault, Michel (2010): Kritik des Regierens. Schriften zur Politik. Berlin.

Gadamer, Hans Georg (1974): Stichwort „Hermeneutik“. In: Ritter, Joachim (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Band 3. Schwabe Verlag. S. 1061-1073.

Gehlen, Arnold (2009): Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt. Wiebelsheim.

Heidegger, Martin (1927): Sein und Zeit. Tübingen.

Heyer, Andreas (2006): Brauchen die politischen Wissenschaften einen Begriff der Utopie? Nachwort. In: Richard Saage: Utopisches Denken im historischen Prozess. Materialien zur Utopieforschung. Münster. S. 257

Humboldt, Wilhelm von (1792/1980): Theorie der Bildung des Menschen. In: ders.: Werke in fünf Bänden. Band 1. 3. Auflage. Darmstadt.

Kant, Immanuel (1786): Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Riga.

Kant, Immanuel (2011A): Kritik der praktischen Vernunft. Köln.

Kant, Immanuel (2011B): Kritik der reinen Vernunft. Köln.

Kant, Immanuel (1999): Was ist Aufklärung? Leipzig.

Kierkegaard, Sören (1984): Der Begriff Angst. Hamburg.

Kubac, Richard (2007): Notwendige Illusionen. Solidarische Anmerkungen zu bildungswissenschaftlicher Kritik in der condition postmoderne. Würzburg.

Lenin, W.I. (1966): Der linke Radikalismus, die Kinderkrankheit im Kommunismus. In: Werke. Band 31. Berlin.

Liessmann, Konrad-Paul (2006): Theorie der Unbildung. Die Irrtümer der Wissensgesellschaft. Wien.

Lyotard, Jean-Francois (1999): Das postmoderne Wissen. Wien.

Mach, Ernst (1980): Erkenntnis und Irrtum. Neudruck Wissenschaftliche Buchgesellschaft. Darmstadt.

Mannheim, Karl (1929): Ideologie und Utopie. Frankfurt/Main.

Maresch, Rudolf (2004): Zeit für Utopien. In: Ders.: Renaissance der Utopie. Zukunftsfiguren des 21. Jahrhunderts. Frankfurt/Main.

Meyer-Drawe, Käte (2008): Höhlenqualen. Bildungstheoretische Provokationen durch Sokrates und Platon. In: Rehn, Rudolf / Schües, Christina (Hg.): Bildungsphilosophie. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. Freiburg/München.

Nietzsche, Friedrich (1980): Kritische Studienausgabe (KSA) in 15 Bänden. Band 1. München/New York.

Nietzsche, Friedrich (1988): Zur Genealogie der Moral. Stuttgart.

Nietzsche, Friedrich (1999): Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen. 16. Auflage. München.

Nietzsche, Friedrich (2011): Morgenröthe. Paderborn.

Nietzsche, Friedrich (o.J. / [1882]): Die fröhliche Wissenschaft. Drittes Buch. In: Friedrich Nietzsche. Werke in zwei Bänden. Essen.

Nietzsche, Friedrich (o.J. / [1871]): Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik. Oder: Griechentum und Pessimismus. In: Friedrich Nietzsche. Werke in zwei Bänden. Essen.

Schopenhauer, Arthur (2009): Die Welt als Wille und Vorstellung. Vollständige Ausgabe nach der dritten, verbesserten und beträchtlich vermehrten Ausgabe von 1859. Köln.

Strübing, Jörg (1997): Symbolischer Interaktionismus revisited: Konzepte für die Wissenschafts- und Technikforschung. In: Zeitschrift für Soziologie. Jg. 26. Heft 5.

Sukopp, Thomas (2007): Anything goes? Paul K. Feyerabend als Elefant im Popperschen Porzellanladen. In: Aufklärung und Kritik. 1/2007. Nürnberg.

Taylor, Charles (2010): Für einen neuen Säkularismus. In: Transit 39. S. 5-28.

Weniger, Erich (1952): Die eigenständige Welt der Erziehung in Theorie und Praxis. Weinheim.

Onlinequellen

Grimm, Jacob / Grimm, Wilhelm (1577/1559): Deutsches Wörterbuch. Suchbegriff: „Bescheidenheit“. Online einzusehen unter der URL: <http://woerterbuchnetz.de/DWB/?sigle=DWB&mode=Vernetzung&lemid=GB04971> (Datum und Zeit des Abrufs: 29.10.2012; 13:35 Uhr).

Habermas, Jürgen (2008): Die Dialektik der Säkularisierung. In: Eurozine. Online einzusehen unter der URL: <http://www.eurozine.com/articles/2008-04-15-habermas-de.html> (Datum und Zeit des Abrufs: 29.10.2012; 12:07 Uhr).

Kant, Immanuel (1784): Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? In: Berlinische Monatsschrift. Dezember-Heft. S. 481-494.
Online einzusehen unter der URL:
<http://www.uni-potsdam.de/u/philosophie/texte/kant/aufklaer.htm> (Datum und Zeit des Abrufs: 08.05.2012; 14:13 Uhr).

Kant, Immanuel (1803): Über Pädagogik. Herausgegeben und mit einer Vorrede versehen von D. Friedrich Theodor Rink. Königsberg. Online einzusehen unter der URL: http://www2.ibw.uni-heidelberg.de/~gerstner/Kant_Ueber_Paedagogik.pdf (Datum und Zeit des Abrufs: 25.10.2012; 19:37 Uhr).

Nietzsche, Friedrich (1873): Morgenröthe. Gedanken über die moralischen Vorurteile. Online einzusehen unter der URL:
<http://www.nietzsche.tv/morgenroethe.html> (Datum und Zeit des Abrufs: 08.05.2012; 14:36 Uhr).

Platon (2004): Politeia – Der Staat. Übersetzung von Friedrich Schleiermacher. Online einzusehen unter der URL: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/4885/1> (Datum und Zeit des Abrufs: 25.04.2012; 17:20 Uhr).

Rousseau, Jean-Jacques (1975): Emil. Oder über die Erziehung? Online einzusehen unter der URL:
<http://gutenberg.spiegel.de/buch/3811/1> (Datum und Zeit des Abrufs: 23.06.2012; 17:18 Uhr).

Lebenslauf

Persönliche Daten

Zuname: Janisch

Vorname: Clemens

Wohnsitz: Untere Hauptstraße 44
A-7501 Oberdorf im Burgenland

Telefon: +43 676 7057084

E-Mail: clemens.janisch@hotmail.com

Familienstand: ledig

Geburtstag: 03.07.1988

Staatsangehörigkeit: Österreich

Religion: ohne Bekenntnis

Schul- / Hochschulbildung

1994 – 1998 Volksschule
Oberdorf im Burgenland

1998 – 2002 Hauptschule
Oberwart

2002 – 2007 Höhere techn. Bundeslehranstalt
Abteilung: EDV&Organisation
Pinkafeld
Abschluss: Matura (Abitur)

2007 – 2010 Studium der Politikwissenschaft
Universität Wien
Abschluss: Bachelor of Arts

seit 2010 Masterstudium Politikwissenschaft
Universität Wien
Angestrebter Abschluss: Master of Arts

Bachelorstudium Bildungswissenschaft
Universität Wien

Berufliche Tätigkeiten an einer wiss. Einrichtung

Wintersemester 2011/12 Studienassistent von Univ.-Prof. Dr. Karl Ucakar
Universität Wien

Tätigkeitsfeld: Assistenz des Professors in vielfältigen wissenschaftlichen Bereichen

Forschungsschwerpunkte

Politische Theorie (v.a. Kritische Theorie, Marxistische Theorie, Prekariatstheorien etc.)

Gesellschaftstheorien (v.a. im Bereich der Bildungsforschung, Systemtheorie)

Praktische Philosophie (v.a. im Bereich der wissenschaftlichen „Klassiker“)

(Jugend-)Szenenforschung

Medienforschung

Abstract

Die Arbeit widmet sich ausgehend von Kant's berühmter Formulierung einer „selbstverschuldeten Unmündigkeit“ dem historischen wie gegenwärtigen Phänomen einer tatsächlich fremd-verschuldet auftretenden Unmündigkeitstendenz in postmodernen Gesellschaften. In Abgrenzung zu Kant werden dabei herrschaftsförmige Prozesse einer unmündig-Machung und darüber hinaus sich verselbständigende Prozesse einer unmündig-Werdung anhand klassischer Metaphern und umfassender theoretischer Auseinandersetzung und Reflexion fokussiert und anhand einer Theorie der fremdverschuldeten Unmündigkeit exemplifiziert. Der kritisch-künstlerische Anspruch dieser Arbeit fokussiert auf den tatsächlich mündigen Menschen, der durch verklärte Aufklärung hinsichtlich einer Rationalisierung etwaiger spontaner Äußerungen seiner/ihrer innersten Natur zu einer berechenbaren Entität im omnipräsenten Gefüge der ökonomischen Produktion – in Medien, rationalisierter Kunst, Unterricht et. al. – zu verkommen droht.